

ALS KLAUS hinausging aus der leuchtenden Helle mit dem klaren Brunnen und dem Tabernakel in der Mitte des Brunnens, sah er viele Leute, die schwere Arbeit taten und sehr arm waren. Sie wären alle gern hereingekommen. Doch da war ein Zaun um den Platz. Und am Gatter stand einer, der sagte zu den Leuten, die herein wollten: «Ich laß euch nicht durch, Ihr gebt mir denn den Batzen.» Ein anderer drehte den Kreisel auf der Hand und sagte: «Das ist erdacht, daß ihr mir den Batzen gebt.» Er sah Pfeifer, die eins pfeiften und von den Leuten den Batzen heischten, sah Schneider, Schuhmacher und allerlei Handwerksleute, die alle den Batzen haben wollten. Und bis die Leute das alles bezahlt hatten, waren sie so arm und schwach, daß sie nicht mehr die Kraft hatten, hereinzukommen, sie konnten gar nicht alles bezahlen, sie waren am Verhungern. Klaus sah niemand durchs Gatter im Zaun hereinkommen in die leuchtende Helle und vom Wasser des Lebens schöpfen, das aus dem Tabernakel strömte.

Zugänge zu Bruder Klaus

Der obige Text ist eine moderne Nacherzählung nach den Aufzeichnungen des *Caspar am Buel* über drei Visionen des *Nikolaus von Flüe*, die 1928 im Anhang einer deutschen Inkunabel im Kapuzinerkloster Luzern entdeckt wurden.¹ Der Fund gilt noch heute als der wichtigste seit dem Erscheinen des großen Quellenwerkes von *Robert Durrer* in den Jahren 1917-21, das dieser Tage neu herauskommt.² Wichtig ist dieser Fund nicht nur, weil die Darstellung der Visionen im Vergleich zu anderen ursprünglicher erscheint: bedeutungsvoll wird er für uns, weil er an dem vor 500 Jahren in der engen Schlucht der Melchaa bei Sachseln lebenden Eremiten eine Dimension entdecken läßt, die ihn in eine Reihe mit den Heiligen der heute weltweit zum Zeugnis aufgerufenen *Kirche der Armen* rückt. Es ist die Dimension der *Solidarität* mit denen, die vor Schwäche und Hunger nicht durchs «Gatter im Zaun» herein in die «leuchtende Helle» und zum «Wasser des Lebens» kommen, weil ihnen zuvor der letzte Heller oder eben, wie man in der Schweiz sagt, der letzte Batzen abgenommen wird.

Es ist das Verdienst des aus St. Gallen stammenden Schriftstellers, Historikers und Journalisten *Hans Rudolf Hilty* in seinen eben erschienenen «erzählerischen Recherchen» über «Bruder Klaus»,³ diesen Aspekt der Solidarität zugleich mit der bergbäuerlichen Kultur des *Analphabeten* zum Leuchten zu bringen. Von Hilty stammt denn auch die sprachliche Fassung der nacherzählten Vision, von der wir den entscheidenden Abschnitt an die Spitze stellen. Er zielt zu Recht den Umschlag von Hiltys Buch, denn dessen innersten Kern bilden die drei «Gesichte», wie sie Caspar am Buel berichtet: das Gesicht des Pilgers mit der Bärenhaut (und dem Gesang des Alleluia), das Gesicht vom weißen, mit Rot besprengten Kleid (mit dem dreifachen Dank um den «Sohn») und das Gesicht vom Brunnen (mit dem Zaun). Dabei kennzeichnet es das Bemühen Hiltys, uns *Zugänge* zu Bruder Klaus zu schaffen, daß er in literarisch gekonnter Weise mit dem Stichwort vom «Zaun» beginnt. Sein bei Waldspaziergängen auf dem «Pfannenstil» bei Zürich aufgegabelter fiktiver Gesprächspartner Al Kiser, der als Historiker eines öffentlichen Kulturinstituts über Nikolaus von Flüe forscht, betrachtet das Wort «Zaun» als das einzige, was von der «politischen Legende» des Bruder Klaus stimme. Das Politische ist für ihn der Einstieg, und dies schon deshalb, weil es in diesem Jahr 1981 in der Schweiz um die Fünfhundertjahrfeier eines eminent politischen Ereignisses, des sogenannten *Tages von Stans* (22. Dezember 1481) geht. Nach der allgemein anerkannten «Legende» wurde damals dank einer durch den Stanser Heini am Grund überbrachten geheimen «Botschaft» von Bruder Klaus ein Bürgerkrieg zwischen «Ländern» und Städten der Eidgenossen in letzter Stunde verhindert und gleichzeitig die Grundlage für die Struktur der sogenannten «Alten Eidgenossenschaft» gelegt. Für Al Kiser steht aber bei den «Protokollen» der Stanser «Bundeskonzferenz» eben diese

HAGIOGRAPHIE

Nikolaus von Flüe neu «eingekreist»?: 500 Jahre nach dem «Tag von Stans» und 40 Jahre nach Robert Durrers Quellenwerk wiederbelebte Forschung und Aneignung – Caspar am Buel in Luzern gefundene Visionsberichte als innerster Kern der «erzählerischen Recherchen» von *H. R. Hilty* – Erforschung zeitgenössischer Lebensweise in der Alpenwelt erlaubt neue literarische Einkreisung – Solidarität und Kultur des Analphabeten im Ranft aus der Sicht einer Kirche der Armen.
Ludwig Kaufmann

Bruder Klaus und die humanistische Reportage: Die ersten Biographen waren Humanisten – Benützten sie den Heiligen nur als Katalysator ihrer Ideen? – «Gottunmittelbar» hieß für sie mündig und frei – *Heinrich Gundelfingen*, wahrscheinlich auch Autor des *Pilgertraktats*, erdichtete Entstehung des Meditationstuches – Im Politischen war er (im Unterschied zum Berner Heinrich Wölflin) riskant ehrlich – Seine Wende zum weltabgeschiedenen Gottesfreund inspiriert von Bruder Klaus?
Werner T. Huber, Gossau

KIRCHENRECHT

Praktischer Vorschlag zur Einführung einer unzulänglichen Revision: Gegen die fatalistische Erwartung der Promulgation des revidierten kirchlichen Gesetzbuches – Niemandem ist recht wohl dabei – 36 Bischöfe werden mitentscheiden – Ist der Imperativ für ein rasches Ende der «Gesetzlosigkeit» begründet? – Probleme mit dem Inhalt und mit dem «Grundgesetz» – Der Vorschlag: *Kein Codex, dafür Gesetzeswerke nach Teilbereichen* – Flexibilität bei ausreichender Stabilität – *Kein «Grundgesetz», aber ein paar Grundregeln.*

Ladislav Orsy, z. Z. Washington/USA

WELTGESELLSCHAFT

Flexible Leitbilder zum Leben und Überleben: Die Prognosen von «Global 2000» aus europäischer Sicht – Weltweite Dynamik und Instabilität bringt westliche Strukturierungsmöglichkeiten an ihre Grenzen – Mammutorganisationen für Wissen und Wissenschaft – Zukunft kreativer Denkansätze liegt in kleinen Teams – Auch in der Politik die absoluten Sprach- und Denkmuster abbauen – Strategien aus vereinfachender Sicht der Wirklichkeit müssen scheitern.

Theodor Leuenberger, St. Gallen

ELTERN/KIRCHE

«Gewissen nicht im Pfarrhaus oder in Rom abgeben»: Ergebnisse einer Umfrage im Schweizerischen Katholischen Frauenbund, 2. Teil: Glasperlenspiel mit 4183 Einzelaussagen – Wünsche an die Kirche – Drei Stichworte: Mündigkeit, Fest und Freude, Gemeinschaft.

Margrit Schöbi, St. Gallen

FRIEDEN

Streit um einen Fastenkalender: Die «Agenda» 1981 des Schweizer Fastenopfers geriet unter Beschuß – Warum wurde der Vorwurf der Armeefeindlichkeit nicht gegen den mitwirkenden NATO-Experten erhoben? – Erpressungsversuch gegen den neuen Slogan 1982: «Frieden wagen – Schritte tun».

Gustav Kalt, Luzern

Struktur im Vordergrund, und sie ist der Preis, der (von denen, die nichts zu sagen haben) für den «Frieden» bezahlt wird. Der Preis lautet «Obrigkeitsstaat», der dann in der Tat dreihundert Jahre lang (bis 1798) die Landbevölkerung dem städtischen (und ländlichen!) Patriziat unterworfen hält. Kiser äußert den Verdacht, daß Bruder Klaus nicht nur für den Frieden, sondern auch für dieses Obrigkeitsverhältnis als «Patron» herhalten mußte.

Auch wer den Autor Hilty nicht kennt, wird hier möglicherweise den sozial-demokratischen Einschlag (samt liberaler Familientradition) wittern. Aber seine Einschätzung der Stanser Protokolle (vgl. Bundesurkunde und Vorentwürfe bei Durrer 121–156) fußt auf unbestrittener Quelle, nämlich auf einem Referat des emeritierten Rechtshistorikers der Universität Tübingen, Professor *Ferdinand Elsener*, das inzwischen mit dem nötigen wissenschaftlichen Apparat im Druck erschienen ist.¹ Danach wird in der Stanser Übereinkunft («Verkommnis») erstmals von «Untertanen» gesprochen, die so wie Gebiete als «Eigentum» der Herren betrachtet werden. Die Spitze der Abmachungen war somit gegen «auflüpfige Bauern» gerichtet, wozu die Geschichte des vorausgehenden «Saubannerzugs» und die zwischen Weihnacht und Fasnacht traditionellen Demonstrationen (dannzumal jeweils arbeitsloser!) Jugendlicher als Kontext gehören.

Hilty geht es darum, am Bild des Bruder Klaus das herauszuarbeiten, was ihm im zeitgenössischen Umfeld als *lebbar* – man könnte auch sagen «plausibel» und «menschlich» – erscheint, und es von den verschiedenen ideologischen Übermalungen «alphabetisierter» Biographen, Theologen und Geistesgeschichtler älterer oder neuerer Gattung zu reinigen. Daß er dabei selber bei der Zuhilfenahme eines ethnologisch-kulturgeschichtlichen Instrumentariums gelegentlich recht weit ausufert (sich dann aber mehrmals auch selber wieder aus «Sackgassen» zurückpfeift!), sollte man mit der nötigen literarischen Toleranz ertragen: das ganze Zwiegespräch der «zwei Männer im Wald» soll offenbar zeigen, was bei der Auseinandersetzung mit einem historischen Phänomen wie Bruder Klaus einem modernen Menschen alles im Kopf herumschwirren kann.

Und hier stellt sich die Frage nach den Parallelen zum Heute: Unterdrückte Campesinos? Jugendunruhen? Friedensforschung? Atomlandschaft? Hilty mag solche Parallelen nicht so

¹ Erstveröffentlichung durch den Entdecker, P. Dr. *Adalbert Wagner OP*, im (Innerschweizer) «Geschichtsfreund», Stans 1928.

² Bruder Klaus. Die ältesten Quellen über den seligen Nikolaus von Flüe, sein Leben und seinen Einfluß, hsg. von Dr. *Robert Durrer*, 2 Bde., Sarnen 1917–21, 1300 Seiten (illustriert). Unveränderter photomechanischer Nachdruck (Auslieferung: Staatskanzlei des Kt. Obwalden, Sarnen). – Eine kleinere Textsammlung hat 1962 *Walter Nigg* herausgebracht: sie wurde jüngst im Walter-Verlag neu aufgelegt: *Niklaus von Flüe*. In Berichten von Zeitgenossen. Olten 1980, 175 Seiten. – Texte («zum Nachdenken») von Bruder Klaus, vor allem seine Visionen – samt Holzschnitten und dichterischen Deutungen – bieten auch *Alois und Margrit Spichtig* an: *Nikolaus von Flüe*. Erleuchtete Nacht. Herderbücherei Nr. 852, Freiburg 1981, 125 Seiten.

³ Bruder Klaus oder Zwei Männer im Wald. Eugen Rentsch Verlag, Zürich 1981, 263 Seiten. Fr./DM 38.–.

⁴ in: 500 Jahre Stanser Verkommnis. Beiträge zu einem Zeitbild. Stans 1981, 183 Seiten, sehr schön illustriert. (Hsg. und Auslieferung: Historischer Verein Nidwalden und Historisch-Antiquarischer Verein Obwalden). – Anzumerken ist, daß Hilty sich die literarische Freiheit wahrt und auf alle Quellenverweise verzichtet: Das gilt auch hier.

schnell und apodiktisch ziehen, wie es ihm manche Texte in der Materialmappe des Schweizer *Fastenopfers* nahelegen scheinen. Der Hinweis auf die Bewußtseinsbildung der Hilfswerke für die Dritte Welt und für die Friedensarbeit (vgl. in dieser Nummer Seite 216) ist ihm aber sehr ernst: er widmet ihr mehrere Seiten, weil er glaubt, daß sie im Aktuellen das Richtige treffe. Er wird nur geradezu «irre» darüber, daß man dann ausgerechnet beim Fasten des Bruder Klaus und beim Tag von Stans seiner Ansicht nach das Ziel verfehlt.

Bruder Klaus solidarisch mit den Hungernden der Welt: dies scheint er für Hilty eher zu sein, wenn er sich – wie andere Menschen in extremer Not- und Katastrophensituation – von ein paar Wurzeln und Beeren ernährt, als wenn sein Fasten unbedingt ein fortgesetztes «Wunder» sein muß, wofür der historische Konsens offenbar doch nicht jedermann überzeugt. Die religiöse Dimension wird deshalb nicht weggeleugnet. Aber Hilty sieht sie am «lebbarsten» über die Vertiefung in das Leiden Christi, wie es die «Bibel der Armen» in den Fresken der St. Niklausenkirche ob dem Ranft zeigt, und in das Leiden der Mitmenschen, wie es aktiv in den «Werken der Barmherzigkeit» (Sachslers Meditationsbild) geschieht. Vor allem möchte er seinen Bruder Klaus nicht mit zuviel theologisch-allegorischer Spekulation und noch weniger mit den mystischen Ergüssen der Nonnen aus der Richtung des Heinrich von Seuse überdeckt sehen. Ausländische Biographen, die nichts vom Leben der Bergler wissen, erhalten eine ziemlich massive Abfuhr: so auch der «Pfründenjäger» *Gundelfingen* (vgl. unten), von dessen späterer Bekehrung nun umgekehrt Hilty noch nichts weiß.

Aneignung, Deutung für heute – über welche Zugänge? Bei Bruder Klaus, der bereits zu Lebzeiten als Heiliger galt, «fließen die Begriffe *Legende* und *Geschichte* schon in den zeitgenössischen Aufzeichnungen ineinander über» (R. Durrer). Der Forschung geht daher die Arbeit nicht aus.

Zur Neuausgabe von Durrers Quellenwerk ist ein Nachtrag und Kommentar von Dr. P. *Rupert Amschwand* angekündigt. Drei wissenschaftliche Studien (worunter eine neue über das sogenannte Sachslers Meditationsbild⁵) werden in den nächsten Wochen von Prof. *Heinrich Stirnimann* erscheinen.⁶ Eine weitere noch für dieses Jahr angekündigte Arbeit liegt dem folgenden Beitrag von *Werner T. Huber* zugrunde. Er macht uns noch konkreter bewußt, wie auch gutmeinende Biographen ihren Helden oder «Star» durch die eigene «Brille» sehen, sein Bild mit eigenen Farben ausmalen und uns die Phänomene durch den Raster eigener Interessen «gefiltert» übermitteln. Wie kommt man dahinter? Ist Aneignung trotzdem möglich?

Die interessanteste, uns am meisten betreffende Entdeckung mag vielleicht am Biographen selber zu machen sein: wie weit ließ der sich durch die Begegnung oder Beschäftigung mit seinem Helden verändern?
Ludwig Kaufmann

⁵ Das in Sachslers aufbewahrte, seinerzeit Bruder Klaus gehörende Meditationsbild wurde als «Hungertuch» reproduziert: im Jahre 1980 durch die deutsche Aktion «Misereor», 1981 durch das Schweizer Fastenopfer.

⁶ Unter dem Titel «Der Gottesgelehrte Nikolaus von Flüe». Reihe DOKIMION Bd. 7, Universitätsverlag, Freiburg/Schweiz 1981.

Bruder Klaus und die humanistische Reportage

Die beiden ersten eigentlichen Bruder-Klausen-Biographen sind *Heinrich Gundelfingen* und *Heinrich Wölflin*. Beide waren dem Humanismus verpflichtet. Unsere Leitfrage: Welcher Niederschlag ist aus ihren entsprechenden Vorstellungen zu erwarten, wieweit mißbrauchen sie Bruder Klaus als Katalysator zur Umsetzung ihrer eigenen Ideen?

«Gottunmittelbar» hieß mündig und frei

Wölflin war nicht nur überzeugter Humanist, er befand sich bereits auf dem Weg zur Reformation, der er sich später anschloß. Um 1501 kam seine lateinisch verfaßte *Vita* über den Eremiten Niklaus zum Abschluß. Über dessen Begegnungen mit Menschen und dessen Tätigkeit als politischer Berater wird da eher wenig berichtet. Zur Hauptsache enthält diese Schrift Visionsberichte. Wölflin beabsichtigte in erster Linie, das inne-

re Leben des Einsiedlers zu beschreiben. Seine nach innen gewandte Religiosität ist «gottunmittelbar», d. h. Bruder Klaus bekam seine Belehrungen und Anweisungen zum Glauben und zum Handeln nicht aus dem Munde der Menschen, sondern durch innerlich schaubare und für ihn verstehbare symbolische Ereignisse. Gottunmittelbarkeit als religiöse Mündigkeit und Freiheit zu proklamieren, war ein großes Anliegen des Humanismus. Und später konnte zudem ein reformierter Christ behaupten: «Es steht niemand zwischen mir und Gott, kein Papst, kein Bischof, kein Pfarrer.» – Wölflin schien es wichtig, die Beziehung des Obwaldner Gottsuchers mit der Gottesfreundbewegung im Elsaß hervorzuheben. Dieser wird von ihm auch wörtlich «Gottesfreund» genannt. Niklaus wollte ins Elsaß auswandern, im Glauben, dort eine organisierte Bruderschaft vorzufinden, der er sich hätte anschließen können.

Durch ein visionäres Erlebnis bei Liestal wird er aufgehalten und zur Einsicht gebracht, daß er seinen Weg des Gottsuchens allein gehen muß. Heute wissen wir über diese Bewegung, daß sie über keine organisierten Strukturen verfügte, daß zu ihr vielmehr nur verstreute Einsiedler in Städten und Wäldern gehörten und daß von ihr eine starke anonyme (bzw. pseudonyme) Literatur ausging. Das Leben dieser Einzelgänger und die Literatur bezeugten eine Gottunmittelbarkeit. Mit diesem religiösen Prinzip kann ohne Zweifel in der Gottesfreundbewegung ein Wegbereiter des Humanismus und der Reformation gesehen werden. Der Humanismus ergänzte diesen Weg der Innerlichkeit durch das Studium antiker Schriften, worin eine weitere Bestätigung der innern Freiheit zu finden war. – Was im großen geistesgeschichtlichen Strom sich als Beziehung zwischen Gottesfreundbewegung und Humanismus ereignete, bildet sich wiederum ab im Verhältnis zwischen dem Gottesfreund im Ranft und seinem humanistischen Biographen.

Gundelfingen als Autor des «Pilgertraktats»

Älter als die Vita von Wölflin, der übrigens in Bern ansässig war, ist die *Historia* über den Eremiten Niklaus von Unterwalden aus der Feder des Heinrich Gundelfingen. Dieser Humanist aus Freiburg im Breisgau widmete sein Werk 1488 der Stadt Luzern und überreichte es in einem Prachtseinband. Auf Gundelfingen läßt sich nun aber mit ziemlich großer Sicherheit – anhand von 14 Indizien¹ – auch eine eher noch ältere Schrift, der sogenannte *Pilgertraktat*, zurückführen. Es handelt sich um einen gedruckten, erstmals um 1487 in Augsburg erschienenen Traktat² in der Form eines «Zwiegesprächs mit Bruder Klaus in der Schweiz» nebst anschließender eigener «Erwägung» des Besuchers über das Sachsler Meditationsbild. In beiden Schriften, der *Historia* wie dem Traktat, erscheint der Name «Gottesfreund» zwar nicht ausdrücklich, aber umschrieben und umkreist. Nicht nur auf den Einsiedler scheint er zuzutreffen: im Traktat erteilt Bruder Klaus dem «ehrsamen Pilger» einen würdigen Namen, den dieser aber aus dem Bewußtsein der Sündhaftigkeit zurückweist. Vor allem dieser Traktat enthält viel Gemeinsames mit dem Gedankengut in der Gottesfreundliteratur. In der *Historia* hingegen werden ausdrücklich die *stoischen Philosophen* erwähnt, deren Tugendlehre der Einsiedler wie kein anderer verkörperte. Auch Hieronymus als Verfasser von Viten ägyptischer Eremiten wird bemüht. So gelangt Gundelfingen schließlich zur Kritik an der Institution der Kirche seiner Zeit; im Gegensatz dazu sei die Frühkirche in Ägypten in ihrem religiösen Leben noch nicht so sehr eingezwängt gewesen durch so viele Vorschriften, Zensuren und Fallstricke. Hier wird genau das aufgezeigt, was in den Augen der Humanisten der gro-

¹ Gundelfingen benützte den Anlaß der Pestepidemie in seinem Wohnort zu einer Schweizerreise; er besuchte dabei den Einsiedler im Ranft. Die Pest wird stark betont in der «fünften Frage» des Pilgertraktats. Gundelfingen aus Freiburg im Breisgau (also aus dem Ausland) zählt in seiner *Historia Nicolai* mehrere Wallfahrtsorte der Schweiz auf, die er sehr wahrscheinlich auch aufsuchte. Im Pilgertraktat heißt es ziemlich am Anfang: «Als ich mich einst im Ausland aufhielt und Stätten der Gnade und des Ablasses besuchte, da begegnete ich einem Mann namens Bruder Klaus ...» Die Behandlung der Datierungsfragen beider Schriften ergibt, daß im Gemeingut keine von der andern abgeschrieben wurde.

Die weiteren Indizien sowie eine Teilsynopse der beiden Schriften zumal über die Passagen, die das Meditationsbild betreffen, siehe demnächst in: Huber, W., *Der göttliche Spiegel. Zur Geschichte und Theologie des ältesten Druckwerks über Bruder Klaus und sein Meditationsbild* (erscheint noch 1981 in der Reihe Europäische Hochschulschriften des Peter Lang Verlag in Bern).

² Der anonyme Traktat – der älteste Buchdruck überhaupt, in dem Bruder Klaus namentlich genannt wird – erschien undatiert bei Peter Berger in Augsburg. Einer zweiten Ausgabe, datiert 1488, vom Nürnberger Drucker Markus Ayrer, folgte eine dritte, ebenfalls in Nürnberg als undatiertes Plagiat. In neusprachlicher Übersetzung wurde der «Pilgertraktat» im Februar 1981 im Kanisius-Verlag Freiburg/Schweiz vom Verfasser unter dem Titel: *Gespräch mit Bruder Klaus* herausgegeben. Die darin enthaltene Einleitung ist im historischen Teil durch die oben (Anm. 1) erwähnte Arbeit überholt.

ße Skandal war, die schreckenverbreitende Bevormundung. Oft genug spielten sich übereifrige Theologen als Inquisitoren auf und trieben ahnungslose Laien in die Enge. Auch Bruder Klaus hatte dies mehrmals erfahren müssen, bis die Obwaldner Regierung dagegen Maßnahmen verfügte.

Fiktiver Ursprung des Meditationstuches

Daß der Mensch, insbesondere in seinem Antlitz, ein Abbild Gottes sei, das ist gut biblisch gesprochen, und auch manche Schriftsteller der Patristik und Scholastik hatten diesen Gedanken schon ausgesprochen. Doch nun im Zeitalter der humanen Emanzipation und der Zunahme des Selbstbewußtseins konnte die Hervorhebung dieser Relation zwischen Gott und Mensch eine neue Bedeutung erfahren. Im humanistischen Denken rückte das Dasein des Menschen in den Mittelpunkt, der Mensch steht hier stellvertretend für Gott, der durch seine Menschwerdung selber das Antlitz des Menschen trägt. Diesen Kerngedanken hebt der Pilgertraktat besonders hervor. Bruder Klaus habe eine *Zeichnung* besessen, die aussah wie ein Rad mit sechs Speichen, so berichtet der Pilger. Und Bruder Klaus habe ihn gelehrt, in der Mitte dieses Rades den klaren Spiegel des wahren und lebendigen Gottes zu sehen. Er selber, Gundelfingen, habe dann in die Mitte ein menschliches Antlitz hingestellt, obwohl es ihm nicht im vollen Umfang verständlich sei. In solcher Weise schreibt er im Traktat von der Entstehung des Bildes, dessen Grundidee auf Bruder Klaus zurückzuführen sei, dessen Ausgestaltung hingegen sein eigenes Werk sei. Diese Schilderung über die Entstehung des Sachsler Meditationstuches ist jedoch ohne Zweifel eine Legende des humanistischen Gottesfreundes. Der Eremit mit seinem theophanen Attribut, oft «Visionsbild» genannt, erscheint in diesem Punkt als Katalysator für die Verbreitung humanistischen Gedankenguts. Weder Bruder Klaus noch Gundelfingen hatten mit der Entstehung des gemalten Tuches etwas zu tun. Die Radskizze hatte der Einsiedler nie vor Augen, er besaß «nur» das farbige Bild.

► Gundelfingen versuchte rückwärts zu interpretieren, er fingierte die Skizze als gestaltgebenden Anfang. In seiner Vielseitigkeit unterlegte er dieser wiederum in allen Elementen eine Bedeutung aus der mathematischen Theologie des *Nikolaus von Kues* († 1464), der heute vielfach als einer der Väter des Humanismus gesehen wird. (Daß dieser Universalgelehrte Kardinal wurde, ist einer «liberaleren» Epoche der Kirche zu verdanken, deren Oberhaupt Nikolaus V. eben selber ein gelehrter und wißbegieriger Humanist war, im Gegensatz etwa zum lediglich politisch orientierten und kunstbesessenen Renaissancemenschen Leo X.!)

► Die Auslegung des Bildes geht aus von der Gottebenbildlichkeit und mündet aus in die eigentliche christliche Moral: die Einheit von Gottesliebe und Nächstenliebe, in der konkreten Ausfaltung als Werke der Barmherzigkeit. Diese sind wichtig, nicht damit dadurch das Reich Gottes auf Erden bereits verwirklicht würde, sondern damit sich der barmherzige Handelnde im Hinblick auf sein Ende Einlaß in dieses Reich erwerbe. Diese Werke sind heilsnotwendig und nicht die nach strengen Rubriken geordnete Ablaßwerkerei, das ist die Quintessenz des Pilgertraktats.

Der Freiburger Professor Gundelfingen traute seinen eigenen Worten wenig Durchschlagskraft zu, deswegen unterstellte er sie der Autorität des Einsiedlers Niklaus von Flüe. Hierfür fand er den Aufhänger in dem Meditationsbild. Es ist zudem zu bemerken, daß außer Gundelfingen kein einziger zeitgenössischer Besucher von Bruder Klaus dieses Bild in einem Bericht erwähnt, auch kein Biograph der nächsten hundert Jahre. Lediglich in einem Brief des *Charles de Bouelles*, der 1503 im Ranft war, wird es, wenn auch unzutreffend, beschrieben. Warum also diese spärliche Erwähnung? Es scheint in den Augen der meisten Ranftbesucher wenig Auffälliges an sich gehabt zu haben, und es paßte offensichtlich auch in kein Konzept eines Berichts, es assoziierte nicht mit den jeweiligen Leitvorstellungen.

Gundelfingen nun für seine Legendenschöpfung schlechte Absichten zu unterstellen, wäre nicht gerecht. Er hatte seine Überzeugung und seine *Anliegen*, die es zu vertreten galt. Diese waren kongruent mit den humanistischen Auffassungen über das Religiöse; das Christentum sollte von okkulten Auswüchsen ei-

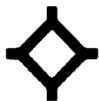
Priester für den Missionsdienst!

Für pastorelle Equipeneinsätze benötigen wir Priester, die zusammen mit anderen Berufsleuten im Dienste der Kirche Kolumbiens oder Sambias für 5 Jahre unter den Ärmsten arbeiten wollen.

- In **Kolumbien** geht es um Basisarbeit in einer großen Landpfarre der Diözese Popayan.
- Für **Sambia** suchen wir ein missionarisches Team mit Priester, das in vorstädtischen Armenvierteln arbeiten wird.

Erfreulicherweise melden sich bei uns viele Laien zur missionarischen Mitarbeit. Gemäß dem Wunsch der meisten Ortsbischöfe kommt ein Equipeneinsatz nur zustande, wenn ein Priester zum Team gehört.

Interessenten setzen sich bitte mit der Missionsgesellschaft Bethlehem, CH-6405 Immensee, in Verbindung (Tel. 041/81 10 66). Der Leiter des Missionsressorts, P. Ernst Boos, steht für Auskünfte gerne zur Verfügung.



**Missionsgesellschaft
Bethlehem Immensee**

nerseits und von strengen Zensuren und Rubriken andererseits gereinigt werden. Im Zentrum von Dogma und Moral steht die Gottebenbildlichkeit und die davon ausgehende untrennbare Einheit von Liebe zu Gott und zum Nächsten. Um eine wichtige Botschaft durchzusetzen, ist, solange niemand zu Schaden kommt, jedes Mittel recht: ganz im Gegenteil, sie soll ja allen helfen. Die Fiktion im Traktat hinsichtlich der Entstehung des Bildes bezieht sich mehr oder weniger nur auf das *Wer* (Urheberschaft) und das *Wie* (Radskizze als Zwischenstück); bezüglich des *Was* (Grundidee) griff Gundelfingen jedoch kaum daneben, er konnte die Aussagekraft des Bildes einfangen. Daß zudem diese Fiktion bis heute kaum stichhaltig nachgewiesen werden konnte, spricht für eine große literarische Leistung.

Von der Entdeckung des Gestalt gewordenen Ideals ...

Die kürzeren Berichte der Humanisten *Albrecht von Bonstetten* und *Petrus Schott*, welche den Einsiedler zu Lebzeiten besuchten, sind ebenfalls aufschlußreich hinsichtlich der eingangs dargelegten Leitfrage. Im Wenigen, das sie bieten, sticht die Tugend der Demut hervor, aber nicht eigentlich im Sinne von Gehorsam und Unterwürfigkeit, sondern eher im Sinne von Gelassenheit und Selbstgenügsamkeit, eben so, wie es die stoische Ethik lehrt. Bruder Klaus wird auch hier, wie bei Gundelfingen, als Verkörperung des stoischen Ideals gesehen. Was die Humanisten denken, vollzieht Niklaus in seinem Eremitendasein. Nachdem während Jahrhunderten der christliche Platonismus und der christliche Aristotelismus die Szenerie der Geisteswissenschaft beherrscht hatten, wollten nun die Humanisten einem christlichen Stoizismus Geltung verschaffen. Doch nur zu philosophieren genügte offensichtlich nicht, das Ideal mußte irgendwo anschaulich und greifbar werden: wie ein Wunder, in der Gestalt des Einsiedlers im Ranft wurde dies Wirklichkeit. Und so strömten sie herbei, die Humanisten, von Straßburg, Basel, Freiburg im Breisgau, Nürnberg usw. Sie, die Lehrer stoischer Tugenden in der «Metapraxis», gingen nun in die Schule beim Lehrer in der Praxis. Ihre Berichte erscheinen

uns darum etwas einseitig, weil sie einer bestimmten Spur des Denkens folgten. Doch ihre Ideen erhalten nun eine Bereicherung und eine Korrektur durch die Begegnung mit dem Einsiedler. Bruder Klaus war demnach keineswegs nur ein Katalysator, der die Ideen der Humanisten bloß umsetzen würde; die Besuche führten vielmehr meistens zu wechselseitiger Wirkung.

... zur Lebenswende durch echte Begegnung

Der Vorwurf eines Mißbrauchs der Existenz dieser Gestalt seitens der Humanisten ist also kaum berechtigt. Am wenigsten dürfte dieser Vorwurf auf Gundelfingen zutreffen. Sehen wir nämlich von seiner Fiktion im Pilgertraktat (bezüglich der Urheberschaft des Meditationsbildes) einmal ab und wenden wir uns seinem eigenen Lebenslauf zu, so wird uns eine Veränderung im Lebensstil durch die Begegnung mit Bruder Klaus nahezu greifbar.

Heinrich Gundelfingen lebte größtenteils im breisgauischen Freiburg. Hier studierte er nach einem kurzen Aufenthalt in Heidelberg die Fächer der Freien Künste, der Philosophie und der Theologie. Er erreichte den akademischen Grad eines Magister artium. Den Magistertitel in der Theologie strebte er ohne Erfolg an. Begünstigt durch den Habsburger Herzog Sigmund – die Universität in Freiburg war eine habsburgische Gründung –, erhielt er einen Lehrstuhl, zunächst für Dichtkunst (Poetik) und später dazu noch für Rhetorik. In Heidelberg und Freiburg traf er mit den bedeutendsten Humanisten zusammen. Er war Inhaber mehrerer Pfründen, u. a. Hofkaplan der Habsburger in Verbindung mit einer Altarstiftung im Freiburger Münster, dann Chorherr im Stift von Beromünster und schließlich Pfarrektor in Sarnen, in den beiden letztgenannten allerdings ohne effektive Residenz; beide Pfründen waren übrigens bezüglich des Besetzungsrechtes von der Stadt Luzern abhängig. Hierin wäre auch der Zusammenhang zu sehen mit der Widmung der *Historia Nicolai* an Luzern. Eigenartigerweise verließ er, auf dem Höhepunkt seiner Dozentenlaufbahn erst gerade angekommen, die Freiburger Universität und zog sich zurück in das abgelegene Waldkirch an der Elz (Schwarzwald). Warum diese Weltflucht?

Gundelfingens Leben erhielt durch die Begegnung mit dem Einsiedler eine entscheidende *Wendung*. Ohne weiteres darf vermutet werden, daß dieser Humanist nun zurückging zu den Ideen und Verhaltensweisen der Gottesfreundbewegung. Daraus ließe sich seine Weltflucht zumindest erklären. Könnte es hierfür noch einen anderen Grund geben? Etwa eine Verstrickung in die politischen Konstellationen?

Politisch riskante Ehrlichkeit mit Folgen

Den politischen Stellenwert des Eremiten Niklaus bringen die humanistischen Berichtersteller kaum zur Darstellung. Anders ist dies wiederum bei Gundelfingens *Historia*: Bruder Klaus habe die Eidgenossen davor gewarnt, reine Opportunitätspolitik zu treiben und sich von fremden Mächten kaufen zu lassen. Diese Äußerung bezog sich seinerzeit insbesondere auf die Politik Berns unmittelbar vor dem Burgunderkrieg. Dieses Kriegseignis ist alles andere als ein Ruhmesblatt in der Schweizergeschichte. Ohne Grund und ohne Bedrohung kündigten die Eidgenossen den Bündnisvertrag mit Karl dem Kühnen und erklärten ihm den Krieg. Von niederen Motiven geleitet, gelockt durch Geldangebote und Versprechungen, führten sie einen Stellvertreterkrieg für Frankreich und Habsburg. Das kulturell und geistesgeschichtlich damals am weitesten fortgeschrittene Land Europas wird vernichtet, die beiden Großreiche Deutschland und Frankreich haben nun gemeinsame Grenzen, der Pufferstaat Burgund ist wegradiert, die Bühne ist bereit für ein unversöhnliches Gegeneinander zweier Völker für mehr als 400 Jahre.

Die Erinnerung an die mahnenden Worte des Eremiten hörten sicher manche nicht so gern, darunter auch die Luzerner, denen ja die Schrift gewidmet wurde, in der diese Bemerkung als Vorwurf aufscheint, vorab jedoch die Habsburger, in deren Diensten Gundelfingen stand und deren Günstling er bisher gewesen war. War die Erwähnung dieser politischen und moralischen Verfehlung angesichts der Konstellation, in die Gundelfingen verstrickt war, für ihn nicht zu riskant? Es ist also durchaus

denkbar, daß er dies teuer bezahlen mußte: mit dem Verlust der Professur und der habsburgischen sowie luzernischen Pfründen. Er stand dann sozusagen vor dem Nichts. Der Berner Humanist Wölflin ließ sich nicht auf ein solches Wagnis ein: über die politische Bedeutung des Einsiedlers, seine Erfolge und auch Mißerfolge, schwieg sich dieser offizielle Biograph aus. Nicht so jedoch Magister Gundelfingen: er blieb seiner stoischen Tugendethik treu und nahm kein Blatt vor den Mund, um den krassen Unterschied zwischen Bruder Klaus und seinen

Miteidgenossen deutlich hervorzuheben, unter dem Kriterium: Demut im Sinn von Gelassenheit, Selbstgenügsamkeit, Aufrichtigkeit und Loyalität. Kein Wunder also, daß diese Eidgenossen bald selber einen Friedenstifter nötig hatten!

Werner T. Huber, Gossau

DER AUTOR promovierte im vergangenen Sommer an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg/Schweiz mit einer Dissertation (vgl. Anmerkung 1) im Fach Kirchengeschichte.

Ein Weg, das neue Kirchenrecht einzuführen

Die weitverbreitete Resignation, ja den Fatalismus und die ganze müde Haltung, in der man seit geraumer Zeit dem Abschluß der Revision des Kirchenrechts entgegenseht – vgl. dazu u. a. das jüngste Sonderheft 8/9 (1981) der Zeitschrift Concilium: «Das revidierte Kirchenrecht: Eine verpaßte Chance?» –, will der folgende Beitrag mit einem *praktischen Vorschlag* durchbrechen. Anlaß ist die durch Papst Johannes Paul II. verfügte Aufstockung der Kardinalskommission um 36 Mitglieder aus dem Bischofskollegium: Am 20. Oktober tritt sie zusammen. (Red.)

Die Vorbereitung für ein neues kirchliches Gesetzbuch ist so weit gediehen, daß seine Promulgation innerhalb einem oder zwei Jahren stattfinden könnte. Promulgation bedeutet offizielle Veröffentlichung; ein weiteres Jahr wird wahrscheinlich verstreichen, bevor die Gesetze voll in Kraft treten. Jedenfalls ist es an der Zeit, die Frage aufzuwerfen, wie die neuen Normen ins kirchliche Leben eingeführt werden sollen. Schließlich genügt es nicht, Gesetze zu machen; sie müssen auch aufgenommen und im Lebenszusammenhang verstanden werden.

In der Feier der Eucharistie lebt noch die alte und ehrwürdige Tradition fort, daß ein großes Ereignis eine Antwort vom Volk erfordert: «Amen, amen.» Diese kleinen Wörter sind nicht juristische Zustimmung; sie sind mehr. Sie bedeuten, daß Geist und Herz des Volkes beim Ereignis mitgehen. Eine solche Rezeption möchte man wünschen, wenn es um die Einführung eines neuen Kirchenrechts geht.

Der Zweck dieses Beitrags besteht darin, einen einfachen und durchführbaren Vorschlag zu machen, um die Einführung einer neuen Gesetzessammlung in der Kirche zu erleichtern. Der Vorschlag versucht einen Ausgleich zu finden. Er respektiert einerseits die von der Kommission für die Revision des Codex Iuris Canonici geleistete Arbeit und läßt sie an ein Ende kommen; er berücksichtigt andererseits die berechtigten Befürchtungen, die über mehr als ein Jahrzehnt von Bischöfen und Bischofskonferenzen, von Universitäten, von Fachvereinigungen und von engagierten Christen geäußert worden sind. Überdies entspricht der Vorschlag den Postulaten einer gesunden Jurisprudenz: es bedarf, um der Gemeinschaft ein Gefühl von Sicherheit zu geben, der Stabilität, und es braucht genügend Flexibilität, um den Erfordernissen einer sich entwickelnden Gesellschaft zu entsprechen. Doch bevor der Vorschlag vorgestellt, erklärt und geprüft wird, müssen noch einige Tatsachen, die er voraussetzt, in Erinnerung gerufen werden.

Der Revisionsvorgang in der Rückblende

▷ Am 25. Januar 1959 machte Papst Johannes XXIII. seine Absicht kund, ein ökumenisches Konzil einzuberufen und einen Erneuerungsprozeß zum «aggiornamento» des Kirchenrechts einzuleiten. Am 28. März 1963, kurz vor seinem Tod, betraute er mit dieser Aufgabe eine Kommission, die dann Paul VI. noch vergrößerte.

▷ Im Lauf der Zeit wurden Entwürfe von verschiedenen Teilen des neuen Codex an die vatikanischen Ämtern, an Bischofskonferenzen und verschiedene katholische Universitäten zur Stellungnahme gesandt. Obwohl die Texte «vertraulich» waren, wurden sie bekannt und provozierten eine relativ breite Debatte.

▷ Unterdessen hatte die Kommission – möglicherweise aus eigener Initiative – zum ursprünglichen Projekt einer Revision des Codex der Lateinischen Kirche ein weiteres hinzugefügt: Sie verfaßte nämlich einen Entwurf für ein «Grundgesetz» (Lex fundamentalis) für die Gesamtkirche. Auch

dieser wurde zur Stellungnahme versandt. Obwohl als Instrument der Einheit konzipiert, gab er Anlaß zu vielen Kontroversen¹.

▷ Die bisherige Endfassung des projektierten neuen Codex trägt das Datum vom 29. Juni 1980, und der letzte Entwurf für ein Grundgesetz dasjenige vom 24. April 1980.

▷ Im Frühling 1981 hat eine speziell eingesetzte Gruppe von Kardinälen, die sich in Rom traf, das Grundgesetz geprüft und mit großer Mehrheit gebilligt; eine Minderheit war nicht einverstanden und einige Mitglieder blieben der Abstimmung fern.

▷ Kürzlich ist die Kommission für die Revision des Codex um 36 neue Mitglieder erweitert worden. Sie wird gegen Ende Oktober eine Plenarsitzung halten. Die Promulgation des neuen Gesetzeswerkes könnte schon kurz darauf erfolgen – oder auch verschoben werden.

So viel zu den Fakten, die den Stand der Dinge bezüglich neuer Codex und Grundgesetz betreffen. Der geleisteten enormen Arbeit wird man die Achtung nicht versagen; auch der gesunde Menschenverstand legt nahe, daß die aufgewendete Arbeit so weit wie möglich eingebracht werden kann. Wenden wir uns nun aber einer anderen Tatsache zu.

Niemandem ist recht wohl dabei

Die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes kann von niemandem bezweifelt werden, der die theologische und kanonistische Literatur im vergangenen Jahrzehnt verfolgt oder auch nur fortlaufend Berichte über das Geschehen und Denken in der katholischen Kirche gelesen hat. Die Unzufriedenheit ist ein stets wiederkehrendes Thema gewesen. Natürlich ist es unmöglich, sie quantitativ zu messen. Sie variiert an Intensität von Ort zu Ort und von Frage zu Frage. Am einen Ort ist sie nicht mehr als eine milde Enttäuschung, am anderen Ort erscheint sie als starke Opposition.

Es ist objektiv erwiesen, daß dieses Malaise besteht. Von Bischöfen weiß man, daß sie um eine neue Konsultationsrunde baten aus Furcht, ihre früheren Anregungen seien nicht zur Kenntnis genommen oder zurückgewiesen worden. Kanonisten und Theologen in verschiedenen Teilen der Welt haben ihre Vorbehalte gegenüber der Methode, wie der neue Kodex entworfen wurde, und gegenüber dem Inhalt der neuen Normen zum Ausdruck gebracht. Katholische Universitäten, insbesondere in den Vereinigten Staaten, erhaben Fragen, die meist unbeantwortet geblieben sind. Religiöse Orden, Kongregationen und Gemeinschaften sind weit entfernt von einer einmütigen Unterstützung der jüngsten Fassung jener Gesetzestexte, welche sie betreffen; ernsthafte Einwände sind auch aus Rom selber laut geworden. Viele kirchliche Gerichte sind besorgt über die vorgesehenen Verfahrensnormen. Auch hat es noch archaische Elemente im Strafrecht. Die stärksten Einwände richten sich indessen gegen das Grundgesetz. Nachdenkliche Christen betrachten es als ein unnötiges Hindernis auf dem Weg zur Ökumene, besonders zur Wiedervereinigung mit den Ostkirchen.

¹ Der Codex ist nur für die Lateinische Kirche bestimmt, das Grundgesetz für alle Kirchen jedwelchen Ritus, d. h. auch für die orientalischen, soweit sie mit Rom verbunden sind. Würde der Codex promulgiert, wäre das der zweite in der Geschichte der Lateinischen Kirche; sollte hingegen auch eine «Lex Fundamentalis» erlassen werden, wäre dies der erste Versuch in der Christentumsgeschichte, allen mit Rom unierten Gliedkirchen eine Art gemeinsamen Verfassungsrechts aufzuerlegen.

Solche Zeichen der Unzufriedenheit – und wir haben nur einige wichtige ausgesondert – dürfen und können nicht mißachtet werden. Dafür sind sie zu zahlreich. Nachdem selbst für unverantwortliche Äußerungen und Agitationen Spielraum besteht, müssen sie als das betrachtet werden, was sie sind: verantwortungsvolle Urteile, die aus Sachkunde und aus Erfahrung stammen.

Für ein rasches Ende der «Gesetzlosigkeit»?

In der Regel wird diese Unzufriedenheit auch gar nicht geleugnet. Vielmehr hält man ihr, zugunsten einer sofortigen Promulgation des neuen Rechts, ein pragmatisches Argument entgegen: Der Prozeß der Entwürfe, so wird gesagt, habe sich nachgerade lange genug dahingezogen; die Kirche benötige dringend feste Gesetze; wir litten an einer Unbeständigkeit des Rechts; die Achtung vor den Gesetzen müsse wiederhergestellt werden. Folglich, so heißt es, gelte es dem Planungsprozeß ein Ende zu setzen und das anzunehmen, was er hervorgebracht habe.

Dieses Argument ist an sich kein eitles. Wenn es stimmt, daß das Gesetzesleben der Kirche in Unordnung ist, dann brauchen wir neue Gesetze, und zwar dringend. Stimmt es aber, daß das Kirchenrecht in Unordnung ist?

Ist es wahr, daß die Lateinische Kirche heute von einer allgemeinen Gesetzlosigkeit gekennzeichnet ist, so daß ein dringendes Bedürfnis nach klarer und fester Gesetzgebung besteht?

Wir können noch eine weitere Frage anfügen: Ist es wahr, daß die mit Rom verbundenen Kirchen, um miteinander in Harmonie und Frieden zu leben ein gemeinsames Grundgesetz oder «Verfassungsrecht» brauchen?

Bevor wir der Frage auf den Grund gehen, sei zugegeben, daß in der Lateinischen Kirche zuweilen der Slogan umging, *es gebe kein Kirchenrecht mehr*. Der Slogan erinnert mich an jemanden, der die Gewohnheit hatte, genau so zu reden, bis ich eines Tages einen dringenden Anruf von ihm erhielt mit der Bitte, ich möchte ihm helfen, eine Klage gegen seinen Bischof einzureichen: Er betrachtete sich selbst als ungerecht behandelt, und er wollte ein gerechtes Verfahren. Kommentar überflüssig.

Die Annahme, daß es kein Kirchenrecht mehr gebe, oder daß es in Unordnung sei, wird meist von Personen vorgebracht, die an einem Punkt ihres Lebens eine flüchtige Bekanntschaft mit peripheren Normen hatten, für gewöhnlich mit solchen, die disziplinäre Verpflichtungen betreffen. Um die Situation noch schlimmer zu machen, verstanden sie – oft wegen fehlgeleiteter Doktrin – gesetzliche Geringfügigkeiten als über Heil oder Verdammnis entscheidende Fragen: man denke bloß an die Dispute über das Maß der erlaubten Nahrungsaufnahme an einem Fasttag oder über den genauen Augenblick von Mitternacht für die Beendigung des Fastens! Solch spitzfindige Kasuistik und die Mentalität, die sie beseelte, sind tatsächlich am Verschwinden – hoffentlich für immer. Noch allgemeiner läßt sich das Aussterben einer Art Kanonistik behaupten, die sich durch den Mangel an theologischer Grundlage auszeichnete: die ganze Kirche atmet deswegen freier. Doch dies ist nicht die ganze Geschichte.

In Wahrheit, und das ist für alle sichtbar, ist in der Lateinischen Kirche durchaus substantielle gesetzliche Stabilität vorhanden. Unsere wichtigeren Gesetze funktionieren so gut, daß man ein Experte sein muß, um zu merken, daß es sie gibt.

Kürzlich haben wir zweimal den Vorgang der Papstwahlen, die Übergabe des höchsten Amtes, beobachtet: da war nicht Instabilität, sondern ruhige Gewißheit. Aufs Ganze gesehen wird man dasselbe sagen können von Bischofsernennungen und Pfarrinstallationen rund um die Welt: wie viel nimmt da nicht seinen geregelten Lauf. Und wenn religiöse Gemeinschaften Probleme haben, so nur in Ausnahmefällen in ihrem gesetzlichen Verhältnis zum Rest der Kirche: Ungewißheiten gibt es eher bei der Verwaltung von Eigentum, d. h. in lokalen Problemen, die mit dem Zivilrecht verhängt sind. Schließlich die kirchlichen Gerichte: muß man nicht sagen, daß sie, wenn auch mit verschiedenem Effizienzgrad, funktionieren?

Die Aufzählung ließe sich fortsetzen: lauter Anzeichen eines ruhig und effektiv funktionierenden Gesetzessystems: seine Prinzipien und Strukturen halten die Gemeinschaft relativ ausgewogen zusammen, und von Unordnung kann nur wenig, wenn überhaupt, die Rede sein.

Dies ist nun aber ein wichtiger Punkt. Denn wenn es genügend Stabilität gibt, fällt das Argument für eine sofortige Promulgation des neuen Codex und des Grundgesetzes dahin. Mit andern Worten, die Frage des Zeitpunkts und der Art und Weise der Promulgation sollte nicht auf der Basis äußerer Gründe wie «Es drängt, die Kirche muß handeln!» – sondern nach der inneren Lage der Dinge entschieden werden: Haben wir gute Normen, so sollen sie promulgiert werden; wenn nicht, sollten wir den nächsten Schritt überlegen. Unsere nächste Frage lautet somit: Haben wir gute Normen zu promulgieren?

Zur inhaltlichen Bewertung der Entwürfe

Auf diese Frage gäbe es viele Antworten, von einem Extrem zum andern, in der Form allgemeiner Verurteilung oder uneingeschränkter Lobeserhebung. Wir können nicht mehr als unsere wohldurchdachte Meinung äußern, welche die Wahrheit irgendwo zwischen den beiden Extremen sieht. Der Entwurf ist nicht von einheitlicher Qualität. Er enthält manche gute Fortschritte gegenüber dem alten Recht; aber ihm mangelt an vielen Stellen das, was die Kirche heute braucht. Überraschen muß uns das nicht: er ist ja ein Produkt eben jenes Jahrzehnts, da die Kirche mit der Assimilierung der Lehre des letzten Konzils zu kämpfen hatte; eine Zeit wachsenden, nicht vollen Verstehens.

Der Entwurf zeigt ein gewisses gesamthafes Bemühen, die theologischen Einsichten des Zweiten Vatikanischen Konzils ins neue Recht einzubringen. Aber die Interpretation eines Konzilstextes ist nie leicht gewesen. Es hat Jahrhunderte gebraucht, um die subtileren Bedeutungen von Nicäa oder Chalzedon zu klären – und die Arbeit geht noch weiter! Darum ist es kein Wunder, daß die Aussagen der Konzilsväter im Vaticanum II Anlaß zu unterschiedlichen Interpretationen gaben. Der neue Codex hat die Tendenz, den mehr einschränkenden Formulierungen zu folgen, besonders was die Theologie der Kirche betrifft.

So gibt er weniger Raum für die Kollegialität der Bischöfe als das Vaticanum II es wohl gewünscht hat. Er honoriert die Einsichten des Konzils bezüglich der Laien weniger als die Würde des Gottesvolkes dies verlangen würde. Mehrmals ignoriert der Entwurf schlechthin die brennenden Probleme unserer Tage, z. B. die Fähigkeit getaufter Ungläubiger, das Sakrament der Ehe zu empfangen – eine Frage, die selbst von der Internationalen Theologenkommission als Problem formuliert wurde. Was die Ehegesetze betrifft, nimmt der Entwurf zwar etwas Kenntnis von modernen Entwicklungen in Psychologie und Psychiatrie, dennoch will er die Gültigkeit der Eheversprechen immer noch mit scharfen mittelalterlichen Unterscheidungen zwischen Verstand und Willen, die in keinem andern Gebiet der Humanwissenschaften länger akzeptiert werden, beurteilen. Die projektierten Prozeßverfahren sind alle zu kompliziert und in pastoraler Beziehung mangelhaft. Der Entwurf zeigt Fortschritt in der Bestimmung der Grundrechte der Gläubigen, aber er bietet keine Garantie, daß im Fall von Rechtsverletzung rasch wirksame Abhilfe gewährt wird. Strafen sind bedeutend reduziert worden, doch besteht weiterhin der Anachronismus automatischer Exkommunikationen, in welchen ein und dieselbe Person gezwungen ist, Kläger, Angeklagter und auch Richter in einem zu sein. Als ob es keine Richter gäbe, um einen Spruch zu fällen, wenn es nötig ist.

Dann ist da das Problem des *Grundgesetzes*. Sein Inhalt wurde mehrere Male evaluiert; ich habe kein Verlangen, auf Einzelheiten einzugehen. Die letzte Fassung ist gewiß eine Verbesserung, vielleicht mehr in der Form als in der Substanz. Doch bleibt es eine Neuheit. In ihm vermischen sich Exzerpte hauptsächlich aus Dokumenten des Vaticanum II mit jahrhundertalten Rechtsprinzipien, die immer das Fundament des kanonischen Rechts bildeten. Dogmatische Aussagen aus ihrem natürlichen Kontext herauszunehmen und sie in nummerierte Canones umzuformen, ist eine fragwürdige Methode sowohl für das Recht als auch für die Theologie, und es dient zu nichts. Tatsächlich lautet der ernsteste Einwand gegen das Grundgesetz, daß die theologischen Canones nicht nötig sind. Alles, was sie sagen, ist vorher in einem viel besseren Kontext, im Neuen Testament und den großen Konzilsdokumenten gesagt worden.

Weder im Westen und noch weniger im Osten gab es vom Volk her ein Verlangen, das Dogma in Gesetzesform zu kodifizieren. Die Rechtsprinzipien, die im Grundgesetz enthalten sind, sind notwendig, soweit sie unerläßlich sind. Sie könnten als das publiziert werden, was sie genau sind, nämlich eine Sammlung von rechtlichen Prinzipien.

Kein Codex

Alles in allem ist das entworfene neue Recht der Kirche eine typische Frucht dieser nachkonziliären Zeit. In ihm treffen sich verschiedene Tendenzen, geraten mitunter in Konflikt und bringen aus natürlicher Notwendigkeit eine Frucht hervor: sie hat viel Gutes an sich, aber von Vollkommenheit ist sie weit entfernt. Das heißt, es ist ein Kompromiß.

Nun ist es Zeit, unseren eigenen Vorschlag vorzustellen: Das neue Kirchenrecht sollte nicht auf einmal in der Form eines Codex promulgiert werden, sondern Schritt für Schritt in der Form verschiedener Gesetzeswerke, wobei jedes Einzelgesetz einen anderen Bereich des Lebens der Kirche zu behandeln hätte.

Mit andern Worten sollte es überhaupt keinen Codex geben, worin die Canones in einer Folge von Anfang bis Ende nummeriert sind, mit der Absicht, jeden Aspekt des Kirchenlebens zu decken. Vielmehr sollte es unterschiedliches Teilrecht geben, wobei jedes einen wichtigen Bereich des Gemeinschaftslebens zu regeln hätte. Zum Beispiel könnte es das «Recht der römischen Kurie», das «Recht der Diözese», das «Recht der Ordensleute», das «Sakramentenrecht», das «Eigentumsrecht», das «Prozeßrecht» geben. Diese Liste will nicht vollständig sein, sie ist es auch nicht. Wichtig ist der Grundgedanke: *die Zeit mag nun wohl für die Kirche gekommen sein, von der Idee eines einzigen Gesetzescodex abzurücken und auf dem Weg teilrechtlicher Gesetzgebung, welche die verschiedenen Gebiete abdeckt, weiterzugehen.*²

Wenn eine solche Idee revolutionär klingt, dann nur, weil wir uns an ein Verständnis von kanonischem Recht gewöhnt haben, das einen Codex verlangt. Aber bis 1917 gab es keinen «Codex Iuris Canonici». Inspiriert vom Modell der Gesetzgebung in so manchen europäischen Staaten, von denen jeder sein eigenes (umfassend aufgebautes) Gesetzbuch hatte, wollte auch die Kirche so etwas haben. Heute stützen sich die Staaten, auch wenn viele einen Codex beibehalten haben, viel mehr auf eine (fortlaufende) Sammlung von Gesetzen und Verordnungen. Gesetzbücher allein erwiesen sich als zu einengend und starr: Sie können mit den Entwicklungen nicht Schritt halten.³

Muß man aber vielleicht befürchten, daß solch ein Vorgehen zu Zersplitterung und Unbeständigkeit führen könnte? Dem ist nicht so. Die Kirche ist diesem Modell einer ad hoc-Gesetzgebung bei der Liturgiereform gefolgt. Für die Liturgie gibt es seit eh und je kein «Gesetzbuch», sondern eine Reihe verschiedener Dokumente, die entsprechend den aufkommenden Bedürfnissen je zu ihrer Zeit promulgiert wurden.

Was würde nun aber tatsächlich geschehen, falls der Vorschlag – mag man ihn innovatorisch oder als Rückkehr zur Tradition empfinden – Annahme fände? Die Promulgation von Teilen des neuen Rechts müßte nicht mehr lange aufgeschoben werden. Wenn man zum Beispiel das «Sakramentenrecht» für promulgationsreif hält, könnte es in Form einer Apostolischen Konstitution in Kraft gesetzt werden, und zwar mit einer guten theologischen Einleitung gefolgt von den Canones (und nicht

mit Theologie, die zu Canones bzw. Einzelregeln gemacht wurde!). Dasselbe könnte mit dem «Römischen Kurienrecht» geschehen, oder mit dem «Schul- und Bildungsrecht» und so fort. Eine theologische Einführung könnte jeweils zum Verständnis des Rechts viel beitragen. Solches Teilrecht sollte übrigens nicht nur *ad experimentum* («auf Probe») erlassen werden. Es sollten definitive Stücke sein, jedes ein Teil in der großen Gesetzessammlung der Kirche. So kann Stabilität erwartet werden.

Gleichzeitig wäre auch *Flexibilität* gegeben. Nehmen wir einmal an, die Entwicklung der Theologie würde eine Neufassung der Canones über die Ehe von getauften Ungläubigen nahe legen (eine höchst wahrscheinliche Entwicklung in der Zukunft), oder neue Entdeckungen in der Psychologie erforderten eine Normenverbesserung für Fälle von psychosomatischen Krankheiten oder psychischen Störungen: Da müßte man nicht einen Codex anrühren – es würde genügen, ein Einzelgesetz zu ändern.

Unsere Erfahrung mit dem ersten Codex sollte uns als Warnung dienen. Jener Codex hat über sechzig Jahre bestanden. Aber die auf Änderung drängenden Kräfte bauten sich so rasch auf, daß vierzig Jahre nach der Promulgation eine radikale Revision eingeleitet werden mußte. Wie lange wird, bedenkt man den beschleunigten Rhythmus gesellschaftlichen Wandels, ein neuer Codex halten, besonders wenn er in einer Übergangszeit wie der unsrigen konzipiert und entworfen worden ist?

Die Schätzungen mögen unterschiedlich sein. Dem Codex eine Lebenserwartung von zwanzig oder dreißig Jahren zu geben, dürfte eine vernünftige Annahme sein. Bis dann wird der Druck zu substantieller Revision zu stark sein, um ihm zu widerstehen. Was wird dann geschehen? Muß die Gemeinschaft dann wieder durch die Erfahrung einer Neufassung eines ungeteilten Codex gehen? Oder sollte sie sich einfach jeder Änderung um der Stabilität willen widersetzen? Sollte gar die Kirche bereit sein, alle fünfzig Jahre einen neuen Codex zu schreiben? Ein Codex, der heute aus «Dringlichkeit» publiziert würde, könnte sehr wohl zu rechtlicher Instabilität in der Zukunft beitragen.

Außerdem ist der Rhythmus der Entwicklung nicht in jedem Bereich gleich. Bischöfliche Kollegialität kann sich schnell entwickeln, da sie der Gegenstand intensiver theologischer Überlegung ist und viel praktische Erfahrung durch Bischofssynoden und Aktivitäten der Bischofskonferenzen gesammelt werden konnte. Umgekehrt braucht zum Beispiel das Güterrecht vielleicht für längere Zeit keine bedeutsame Änderung. Wenn aber beide im selben Codex sind, wie kann irgendeine künftige Gesetzgebung angegangen werden? Ein Codex steht für eine künstliche Vereinheitlichung, die in der Komplexität des wirklichen Lebens keine Entsprechung hat.

Kein «Grundgesetz», aber ein paar Grundregeln

Es bleibt noch ein Problem – das Grundgesetz. Nach unserer Anregung sollten die in ihm enthaltenen *Grundregeln* gesammelt und in Form eines Statuts unter dem Titel «Prinzipien» promulgiert werden. Der dogmatische Teil sollte dort belassen werden, wo er der Tradition gemäß am besten aufgehoben ist: in der Heiligen Schrift und in Konzilsdokumenten. Es gibt keine theologische Aussage im Grundgesetz, die nicht in einer authentischeren Quelle gefunden werden kann; folglich wird nichts verloren gehen. Eine solche Entscheidung hätte wahrscheinlich günstige ökumenische Auswirkungen. Wäre es nicht eine höfliche und schöne Geste, wenn die römische Kirche den andern christlichen Kirchen sagte: In dieser Zeit des Ringens um Einheit wollen wir nicht einseitig für die Zukunft einer wiedervereinigten christlichen Gemeinschaft Gesetze machen. Dann wenn Gott uns die Gnade verleiht, wieder eins zu sein, können wir zusammenkommen und erörtern, ob solch ein Grundgesetz für Frieden und Harmonie im Gottesvolk notwendig ist.

Ladislav Orsy, Washington/USA

² Interessanterweise wird im letzten Entwurf des neuen Codex die rechtliche Organisationsstruktur der römischen Kurie nicht behandelt, was darauf hindeutet, daß dieser Rechtskomplex separat geordnet werden dürfte. (Anm. d. Red.)

³ Die Entwicklung im staatlichen Recht läßt sich in einem Satz zusammenfassen: Man ist abgegangen von der Kodifizierung und hat übergewechselt zur *Novellierung*. Die Kodifizierung entsprach der Auffassung des 19. Jahrhunderts vom Recht als einer objektiven Gegebenheit. (Anm. d. Red.)

DER AUTOR ist gegenwärtig Gastprofessor am Georgetown University Law Center in Washington, D.C. Die Übersetzung aus dem Amerikanischen besorgte Karl Weber. Die Untertitel stammen von der Redaktion.

Flexible Leitbilder zum Leben und Überleben

«Sofern es im Bereich der Technologie nicht zu revolutionären Fortschritten kommt, wird das Leben für die meisten Menschen auf der Welt im Jahre 2000 ungewisser sein als heute – es sei denn, die Nationen der Welt arbeiten entschlossen darauf hin, die gegenwärtigen Entwicklungstrends zu verändern.»

Dieser Satz stammt aus *Global 2000*, dem «Bericht an den Präsidenten», den Jimmy Carter vor gut drei Jahren einer interministeriellen Experten-Gruppe in Auftrag gab und dessen düstere Zukunftsprognosen seit dem Erscheinen im Versandverlag Zweitausendeins (Frankfurt 1980, 1502 Seiten!, DM 20.–) in Deutschland schon 250 000 Leser gefunden haben. *Theodor Leuenberger*, der den Satz zitiert, sagt, daß mit den «Trends» bzw. Prozessen und ihrer Beschleunigung hauptsächlich die sozio-ökonomischen Systeme gemeint seien. Damit ist auch er selber befaßt. Sein in diesen Tagen erscheinendes neues Buch trägt den Titel *Lebenskonzepte: Brauchen wir veränderte Leitbilder?** Er denkt dabei weniger an individuelle oder moralische Lebensdeutungen, sondern an *gesellschaftliche* Lebens- und *Überlebenskonzepte*, und zwar aus der Sicht der «westlichen Gesellschaften», konkret aus westeuropäischer Sicht. Es müsse, so schreibt er, ausgelotet werden, was an Überlebenschancen und -*interessen* weltweit konvergiert, wo ein Nehmen von der einen Seite nicht notwendig ein Geben von der andern bedeutet, sondern wo es im Sinne des Brandt-Berichts vom «mutual interest» in einem globalen Aushandlungsprozeß um die gemeinsame Lebens- und Überlebensfähigkeit geht, und zwar durch regionale und interregionale Verbundsysteme: transatlantisch, transpazifisch und europäisch-afrikanisch. Aus dem Buch, das im Einzelnen von den Beziehungen zwischen Westeuropa und der OPEC-Welt, der Dritten Welt und der COMECON-Welt handelt, drucken wir im folgenden das zusammenfassende Schlußkapitel ab. Die Zwischentitel stammen von der Redaktion. (Red.)

Unsere europäische Tendenz, gesellschaftliche Entwicklungen als geordnet und berechenbar zu sehen, erweist sich in weltgesellschaftlicher Perspektive als kaum mehr realisierbar. Schon allein die Bevölkerungsentwicklung der nächsten Jahre und Jahrzehnte bewirkt Entwicklungen, die mit unseren Ordnungs- und Gestaltungsmodellen nicht mehr zu bewältigen sind. «Zur Zeit leben etwa 4,4 Milliarden Menschen auf der Erde, davon ein Viertel in den westlichen und östlichen Industrieländern und drei Viertel in den Entwicklungsländern. Im Jahre 2000 wird die Gesamtbevölkerung etwa 6,3 Milliarden Menschen zählen. Davon wird nur noch ein Fünftel (1,3 Milliarden) in den Industrieländern leben. Wenn nicht vorher eine große Katastrophe eintritt, werden im Jahre 2025 über 8 Milliarden und im Jahre 2080 11 bis 12 Milliarden Menschen auf Erden sein.»¹

Weltweite Dynamik und Instabilität

Es ist zu erwarten, daß die westlichen Ordnungs- und Machtstrukturen von seiten der Dritten und Vierten Welt noch schärfer in Frage gestellt werden. Die Lebens- und Überlebenskonzepte, die westliche politisch-ökonomische Bedingungen und Standards zur Voraussetzung haben, lassen sich nicht universalisieren. Was auf uns zukommt, ist die konfliktreiche Auseinandersetzung verschiedener Lebenskonzepte innerhalb der Weltgesellschaft. Die Haltungen und Einstellungen, die dafür erforderlich sind, werden unter heutigen mitteleuropäischen Verhältnissen nicht mehr gelernt und eingeübt. Unsere Ordnungsstrukturen sind von allen möglichen Versicherungen und Rückversicherungen bestimmt. Jede Veränderung – sprich mögliche Unsicherheit – wird von Organisationen irgendwelcher Art aufgefangen. Man wird sich darauf einstellen müssen, daß viele Bevölkerungs- und auch Verhaltensprozesse in der nichtwestlichen Welt einen aus westlicher Sicht chaotischen Verlauf nehmen können. Die westlichen Strukturierungs- und Rationalisierungsmöglichkeiten stoßen an ihre Grenzen. Deswegen sind sie nicht abgewertet, aber es braucht heute flexible Konzepte zum Verstehen weltgesellschaftlicher Prozesse. Die Geordnetheit westlicher Entwicklungen ist wohl ein historischer Sonderfall. Die gewohnte westliche Sicherheit im Fort-

schreiten von Situation zu Situation ist nicht zu verallgemeinern. Unsicherheitskonstellationen nehmen zu, ja werden zur Grundbedingung der Weltpolitik. Also ist die Frage an das westlich-europäische Bewußtsein nicht, wieviel Sicherheit, sondern wieviel Unsicherheit läßt sich gesellschaftlich und persönlich verkraften?

Die heute ablaufenden Prozesse deuten auf eine zunehmende Entstrukturierung der Weltgesellschaft hin. Eine Struktur stellt in der Regel ihren Mitgliedern klar umrissene, begrenzte Handlungsräume zur Verfügung. Der gegenwärtige weltweite Strukturumbuch fordert die Erkundung und Verarbeitung immer neuer, veränderter Handlungsräume. Dort, wo Gruppen und Kollektive diese strukturellen Spannungen am eigenen Leibe erfahren, kann dies zu irrationalen Eruptionen führen. Der gegenwärtige Zustand der Weltstruktur ist in manchen Regionen – auch in Europa – davon bestimmt.

Es ist zu hoffen, daß die zunehmende Erfahrung weltweiter Zerfallsprozesse zu einer intensiveren Suche nach neuen Orientierungsmustern führt. Freilich ist es nicht möglich, dieser vielschichtigen Weltgesellschaft das westliche Normensystem aufzuzwingen. Normen, die durchsetzbar sein sollen, wirken nur, wenn sie mit der Dynamik der ablaufenden Prozesse einigermaßen im Einklang stehen. Solche transideologische, transkulturelle und transnationale Codes stehen erst in einem mühsamen Entstehungs- und Realisierungsprozeß: Man denke etwa an die hoffnungsvollen Ansätze zur Bildung eines transnationalen Rechts. Dazu aber ist es notwendig, daß die verschiedenen Weltkulturen und Weltregionen ihr eigenes Bewußtsein verstärkt artikulieren und in universalere Normen einbringen können. Die Gegensätze und Widersprüche sind immens. Gleichwohl befinden wir uns in einem Weltzustand, in dem die allgemeine Interdependenz keine Isolierung der Probleme und Konflikte mehr erlaubt. Die Weltgesellschaft ist im ganzen von derselben technologisch-wirtschaftlichen Dynamik bestimmt, und diesem Internationalisierungsprozeß läßt sich nicht Einhalt gebieten.

Alles hängt heute an unserer Fähigkeit, mit einer so komplexen Weltrealität, d. h. mit der Fülle verschiedenartiger Prozesse, angemessen umzugehen. Die Einübung einer möglichst zutreffenden Einschätzung der verschiedenen Weltsituationen ist daher eine primäre Forderung.

Immer mehr Wissen, immer weniger Kreativität

Erwin Chargaff, berühmter Biochemiker an der Columbia-Universität New York, meint mit Blick auf unsere Wissensproduktion: «Wir leben mitten in einer überhitzten Ökonomie der Wissensindustrie, in einer explosiven Fülle an Wissensstoff. Allerdings, wenn man all das wissen könnte, was man wissen kann, wäre man ein sehr unglücklicher Mensch; denn wohin mit der Pracht, die zu nichts gut ist? Sie schmückt nicht, sie nährt nicht. Tatsächlich leben wir in einem der ignorantesten Zeitalter. In den Magazinen liegt zwar immenses Wissen herum, aber wo ist die Tür zum Speicher?»²

Die Wissensproduktion breitet sich wie eine «zähe Informationslava» aus und dringt in alle Ritzen des Bewußtseins. Zugleich hat sich die Qualität dieses Wissens verändert: Es ist zu einer neuen Verknüpfung der Denk- und Wissenssysteme mit den Verwaltungssystemen gekommen. Der «freischwebende Intellekt» wird zur Ausnahme. Angesichts der zunehmenden Fragmentierung der Gesellschaft hat die Fähigkeit zu ganzheitlicher Erkenntnis rapide abgenommen. Es gibt kaum eine intellektuellensicht, die das früher von ihr erwartete Mehr an geistiger Integrationsarbeit noch zu leisten vermag. Die historische Rolle der Intelligenz, nämlich gesamtgesellschaftliche In-

* In der Reihe «Texte und Thesen» der Edition Interfrom Zürich. 125 Seiten (hier S. 111–122). Vertrieb für die Bundesrepublik: Verlag A. Fromm, Osnabrück.

¹ Peter von Blanckenburg, in: FAZ, 3. Juli 1981, Nr. 150, S. 6.

² Erwin Chargaff, *Unbegreifliches Geheimnis*, Stuttgart 1981, S. 60.

terpretationen und Entwürfe zu liefern, ist kaum mehr zu erfüllen. Die Proliferation von Sinngehalten nimmt zu. Die Fragmentierung der Wissenschaften ist von einem Ausmaß, daß ganzheitliche Denkmuster kaum mehr herstellbar sind: «Die Welt strotzt von Fachleuten, die nichts zustande bringen, aber das auf Tausenden von Druckseiten.»³

An die Stelle der freien Intellektuellen sind zum großen Teil die Wissensmanager getreten. Denken wird so zu einer praktischen Technologie, zu einer Form des Wissensmanagements, zu einer «Technologie der Wissensverarbeitung»⁴. Die Kultur- und Wissenschaftsorganisationen haben mit Hilfe der «weichen Technologie» die Denk- und Forschungsentwicklungen weitgehend im Griff. Ihre Strategien und Programme bestimmen die weitere Richtung. Sie überwachen und steuern den Schaffensprozeß und die Wissensproduktion. Sie sind die Torhüter der vorhandenen Ressourcen und entscheiden über die Mittelzuweisung.⁵ Was alle Träger wissenschaftlicher Institutionen und Aktivitäten miteinander verbindet, ist eine ähnliche Technologie des Wissensmanagements. Ihre Kontrollfähigkeit steht außer Zweifel. Wie steht es aber um ihre kreative Gestaltungsfähigkeit?

Was unsere Gesellschaft braucht, ist nicht einfach ein Mehr an Wissensproduktion, sondern ein Mehr an Reflexions-, Integrations- und Innovationsfähigkeit. Das ist nicht eine Frage eines noch effizienteren Wissensmanagements. Unsere Wissenschaftsorganisationen haben die Grenzen der «intellektuellen Rentabilität» überschritten. Nur eine teilweise Rückkehr von der «großen Wissenschaft» zur «kleinen Wissenschaft» gibt wieder mehr Raum für neue, unbürokratische Denkansätze. Die Zukunft innovativer Denkontwicklung liegt wohl eher wieder in kleinen Einheiten und Teams und weniger in den wissenschaftlichen Großorganisationen. Selbstverständlich braucht es Strategien, Programme und Koordinationen der allgemeinen Wissenschaftsentwicklung, ebenso braucht es eine Wissenschafts- und Technologiepolitik.⁶ Aber zwischen solchen Wissenschafts- und Forschungsstrategien und den innovativen Durchbrüchen besteht kein stringenter Zusammenhang. Die Belegung kleinräumiger Strukturen gegenüber der einseitigen Förderung der Großinstitutionen ist die einzig mögliche Antwort auf die Überdimensionalität heutiger Großtechnologien auch im Bereich der Denkontwicklungen.

Angesichts schrumpfender Dialogbereitschaft ...

Unsere politische Sprache und damit auch unsere Bewertungen unterliegen einem unaufhörlichen Prozeß der Schablonisierung. Ein guter Teil unserer politischen Sprachmuster beruht auf überholten Sprachschablonen, nämlich überall dort, wo man die eigene Sprache nicht auf den Stand der Zeit gebracht hat. So werden sprachlich oft Lebens- und Weltkonzepte konserviert und angepriesen, die aus dem Sprachhaushalt einer gestrigen Welt stammen. Dies gilt sowohl für linke wie für rechte Sprachregelungen: beide sind erstarrt. Dieser Prozeß der Spracherstarrung kommt regelmäßig in Gang, wenn eine Sprache ihren aktuellen Realitätsbezug verliert.

Es stellt sich die Frage, wie man sich aus verfestigten Sprachzusammenhängen wieder lösen kann. Freilich: Innerhalb der sozialen Kommunikation können wir einer Fixierung unserer Sprache in Schablonen gar nicht entgehen. Hinter allen Sprachformen stehen Orientierungsmuster von begrenzter Offenheit und Flexibilität. Begrenzt ist vor allem die Dialogfähigkeit mit

andersartigem Denken. Die Toleranzzonen für andersartige Denk- und Handlungsformen sind zunehmend schmaler geworden. Die Kampf- und Konfrontationsbereitschaft nimmt dagegen zu. Wir erleben immer stärkere Ausfälle an wirklicher Kommunikation zwischen den verschiedenen Fronten. Die *Positionshaltung* tritt dann an die Stelle der *Gesprächshaltung*. Es gilt die *Maxime*: mit dem Andersdenkenden spricht man nicht. Gespräch bedeutet Erweichung. Kommt es gleichwohl zur Konfrontation, wird strategisch und taktisch agiert. Auf der eigenen Ebene will man sich nicht festlegen lassen. In den meisten Fällen sind solche Auseinandersetzungen nur rhetorische Übungen, in denen das Denken des Gegners insofern interessiert, als man es später wieder gegen ihn verwenden kann.

Die in unserer Gesellschaft gängigen Sprachkontakte und -konflikte spielen sich meist auf einer Ebene ab, in der man die wirklichen Fragen gar nicht zu Wort kommen läßt. Im Gegenteil, es wird versucht, den eigenen Hintergrund abzudecken. So kommt es nicht zu offenen Gesprächssituationen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, sondern zu Scheingesprächen. Die Sprache, die man spricht, bewegt sich auf einer Einbahnstraße, da man nicht bereit ist, auf andersartige Sprach- und Denkmöglichkeiten überhaupt einzugehen. Es geht allein darum, die eigene Sprache und Sprachregelung durchzusetzen. Man setzt damit die eigenen Werte und Lebenskonzepte in einer Weise absolut, daß die Kommunikationsfähigkeit immer mehr schrumpft. Der Schweizer Sozialethiker *Arthur Rich* betont in seiner Studie über die Mitbestimmungsfrage⁷, daß nur solche Werte und Konzepte menschlich sein können, die sich selbst nicht absolut setzen, sondern die zu ihrer Relativität und damit zu ihrer Vorläufigkeit stehen. Sicher seien bestimmte Ordnungen und Wertorientierungen möglich und notwendig, aber nicht als absolute Positionen, sondern als relative Größen, in Anerkennung anderer Werte und anderer Lebenskonzepte.

... die absoluten Sprach- und Denkmuster abbauen

Für das gängige Denken in Positionen und klaren Fronten bedeutet eine solche Aufforderung zur Selbstrelativierung eine Bedrohung, denn ein solches Bekenntnis zur Relativität rührt an die Grundfesten des Positionsdenkens. Solche Relativierung bedroht die gängigen Polarisierungsklischees und weist darauf hin, daß die gesellschaftliche Wirklichkeit viel differenzierter ist als die üblichen Denkschablonen. Diese differenzierte Wirklichkeit suchen heißt nicht, auf die vorhandenen Orientierungsmuster zu verzichten, aber es heißt, diese wenn nötig zu relativieren, dann nämlich, wenn sie durch Fixierungen unsere Kommunikationsmöglichkeiten blockieren. Entwicklung der Kommunikationsstrukturen in unserer Gesellschaft bedeutet immer einen Abbau der absoluten Sprach- und Denkmuster. Erst dann werden offene Auseinandersetzungen möglich. Sie sind möglich, auch wenn Grundgegensätze vorhanden sind, wobei oft die wirklichen Gegensätze gar nicht dort sind, wo man sie gemeinhin vermutet. Die offiziellen Divergenzen decken sich nicht mehr mit den realen. Die ideologischen Trennungslinien verlaufen weniger geradlinig, als sie noch theoretisch proklamiert werden. Überall werden sie durch neue Tatsachen relativiert.

Es ist in unseren gesellschaftlichen Auseinandersetzungen an der Zeit, auch die Gegensätze, die wirklichen, neu zu bestimmen, aber nicht nur die Gegensätze, sondern auch die Berührungspunkte, vor allem aber die offenen Fragen. Diesem Versuch, die wirklichen Grenzen zwischen den gegensätzlichen Kräften und Mächten unserer Gesellschaften neu zu bestimmen, kommt entscheidende Bedeutung zu. Es werden sich Übereinstimmungen und es werden sich Gegensätze ergeben.

Im Fortschreiten zu einer weltgesellschaftlichen Situation ist mit neuen Fronten, neuen Gegensätzen, neuen Übereinstim-

³ E. Chargaff, S. 67.

⁴ Juan E. Corradi, Über Kultur und Macht: Die moderne Kultivierung des Wissens, in: Sonderheft 22/1980 (Wissenssoziologie) der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, S. 268-285.

⁵ Diana Crane, The Gatekeepers of Science, in: American Sociologist 2 (1967), S. 195-201.

⁶ Man vergleiche die Forderungen des neuen OECD-Berichts über «Wissenschaft und Technik im neuen sozialen und ökonomischen Kontext», eine Studie über Wege aus der Krise des Westens mit Hilfe von «intelligenten Systemen» und Sozialtechnologien, Paris 1981.

⁷ Arthur Rich, Mitbestimmung, Zürich 1973.

mungen zu rechnen. Alte Grenzen werden brüchig, neue Barrieren entstehen. Entscheidend wird in dieser Übergangskrise sein, ob der in unseren Gesellschaften aktive Wille zur Intoleranz stärker sein wird als die Dialogfähigkeit, ob die Verweigerung oder die Annahme offener Auseinandersetzungen in unseren Parteien, Establishments und gesellschaftlichen Gruppen die Oberhand gewinnt. Es gibt eine Art Allianz der Dialogverweigerer über alle Fronten hinweg. Aus ihrer Reihe stammt die fortwährende Produktion neuer Polarisierungsklischees und neuer Monopolansprüche. Jeder Versuch der Entwicklung von mehr Kommunikationsstrukturen wird solche Klischees durch Differenzierung überwinden müssen. Differenzierung heißt in diesem Zusammenhang, Sinn für die Relativität vorhandener Normen und Strukturen zu entwickeln. Die differenzierte Wirklichkeit suchen heißt nicht, auf klare Konzepte zu verzichten, aber diese stets im Bewußtsein ihrer Relativität zu gebrauchen. Differenzierung heißt auch, allen Versuchen, wieder monologische Denk- und Handlungskonzepte in unsere Lebens- und Gesellschaftsstrukturen einzuschmuggeln, den notwendigen Widerstand zu leisten. Nicht die große Synthese ist gefragt, nicht eine die divergierenden Kräfte und Mächte umgreifende und aufhebende Institution oder Weltanschauung, nicht eine überall gültige «Wahrheits- und Ordnungstotalität», sondern die Freiheit und Fähigkeit, im offenen, im multithetischen Gespräch ein neues Denken und Handeln zu erproben.

Gegen vereinfachenden Umgang mit der Wirklichkeit

Hochstrukturierte Gesellschaften haben nur wenig Spielraum für freie Entscheidungen. Ihre Probleme sind außerordentlich interdependent. Das Netz dieser Interdependenzen ist immer dichter geworden. Damit erhöht sich die Problemkomplexität, und so werden auch die Lösungssysteme komplexer. Lösungsansätze, die zu simpel angelegt sind, greifen nicht mehr.⁸ Die erhöhte Komplexität der Problemsituationen verlangt eine Öffentlichkeit, die ihrerseits bereit ist, mit solcher Komplexität der Probleme und der Lösungen zu leben. Eine Öffentlichkeit, die sich dazu verleiten läßt, mit flinken und einfachen Rezepten die Dinge in den Griff nehmen zu wollen, blockiert eine angemessene Handlungsfähigkeit der Entscheidungsträger. Bejahung, nicht Leugnung und Verdrängung von Komplexität muß daher zu einer primären Forderung werden. Denn was heute

⁸ Werner Kirsch u. a., Das Management des geplanten Wandels, Stuttgart 1979, S. 263ff.

belastet, sind die Vereinfachungen auf allen Seiten. Probleme werden damit nicht gelöst, sondern nur verleugnet und verdrängt.

Gegen die Vereinfachungstendenzen hilft nur eine Umorientierung unseres politischen Denkens, eine Wendung zu einem Denken in Problemzusammenhängen, in Interdependenzen. Solche Verflechtungen können bereits im Mikrobereich der Innenpolitik bewußt gemacht werden: Auch da ist Politik zu erfahren als ein permanenter komplexer Aushandlungsprozeß. Bedingung für konstruktives politisches Handeln ist auch hier das Akzeptieren von Dissens. Es ist zu zeigen, daß Politik meist aus Nichtübereinstimmung entsteht, aber stets in einem Netzwerk aller Betroffenen.

Auch und besonders in der Politik ist die gemeinsame Fähigkeit der Parteien, mit Komplexität umzugehen, von entscheidender Wichtigkeit. Die Managementforschung kennt *Herbert Simons* Modell der «begrenzten Rationalität». Dieses geht davon aus, daß Individuen und Organisationen die verfügbaren Entscheidungsoptionen und ihre Konsequenzen nie vollständig erfassen. Im allgemeinen orientieren sie ihr Entscheidungsverhalten an stark vereinfachten Strategien und entsprechend risikolosen Entscheidungsroutinen. Bei Untersuchungen von Entscheidungsprozessen in Krisensituationen wurde festgestellt, daß die Handelnden nicht auf die Wirklichkeit selbst, sondern meist aufgrund vereinfachender Interpretationen dieser Realität reagieren. Auf dieser Grundlage werden aber Strategien entwickelt, die immer wieder scheitern.

Bedeutsam ist die Tatsache, daß die Gründe für die mangelnde Fähigkeit, mit komplexer Realität umzugehen, vor allem im Erkenntnisbereich liegen. Dies gilt heute für viele politische Parteien, Gewerkschaften, Bürokratien und Unternehmen. Was nützt, ist die Einübung besserer Einschätzungsfähigkeit unserer wirtschaftlichen und politischen Realitäten. Dies gilt für alle Verknüpfungen im Netzwerk zwischen Wirtschaft, Politik und Bürokratie. Diese Verbindungen funktionieren nur, wenn sich zwischen den Partnern möglichst zutreffende und gemeinsame Situationsdefinitionen ausbilden.

Heute hängt alles an der Fähigkeit der Entscheidungsträger – im öffentlichen wie im persönlichen Bereich –, komplexe Probleme richtig zu orten und entsprechende Lösungssysteme bei größtmöglicher Gemeinsamkeit zu entwickeln. Diese Fähigkeit wird immer mehr zu einer Überlebensbedingung unserer Gesellschaften.

Theodor Leuenberger, St. Gallen

«Gewissen nicht im Pfarrhaus oder in Rom abgeben»

Glasperlenspiel mit viertausend Einzelaussagen aus der Umfrage im Schweizerischen Katholischen Frauenbund*

Der Bericht «Eltern-Kinder-Kirche» ist ein Versuch, das umfangreiche Material zu ordnen und zu deuten. Es gäbe viele andere Möglichkeiten, die Antworten untereinander zu vergleichen usw. Ich möchte es nun in einem zweiten Teil mit einer eigenen, mehr spielerischen Form versuchen. Ich nehme den dicken Ordner mit den 4183 *Einzelaussagen* wie ein Säcklein mit Glasperlen. Da liegen sie ausgeschüttet auf dem Tisch: rote, blaue, gelbe, grüne, schwarze, große, kleine, runde, eckige. Und ich fange an, damit zu spielen. Ich ordne, vergleiche, entdecke Gemeinsamkeiten. Drei «Stichwörter» drängen sich mir auf: Mündigkeit, Fest (oder Freude) und Gemeinschaft.

Aufbruch zur Mündigkeit

► *Gelesen ...* «Die Kirche sollte den mündig erklärten Laien auch mündig werden lassen, auch Junge, auch Frauen. Nicht jede Initiative unterdrücken aus Angst vor Neuem.

– Mehr Hilfen zur Wissensbildung statt zur Gewissensreglementierung.
– Mehr solche Umfragen, auch innerhalb der Gemeinde, d. h. auch Mitbestimmung.

* Vgl. Teil I in Nr. 18, S. 196 ff., wo die Art der Umfrage erläutert wird.

- Wir leben nach eigenem Gewissen und tun, was wir vor Gott und den Menschen verantworten können.
- Eltern und erwachsenen Kindern die Freiheit im religiösen Leben lassen.
- Ich entscheide nach meinem Gewissensurteil. Ich muß ja dafür gerade stehen, nicht der Papst und die Kirche.
- Ich bejahe verschiedene Formen von Buße und Versöhnung und nehme mir die Freiheit, gerade die Form zu praktizieren, welche mich momentan die tiefe Gottverbundenheit erfahren läßt. Ich freue mich, daß das Christentum solche Vielfalt von Versöhnung kennt.
- Wissensbildung: Gewissen nicht im Pfarrhaus oder in Rom abgeben.
- Die Laien sind mündig geworden und sind der offiziellen Kirche in praktischen Fragen, z. B. Geburtenregelung, aus ihrem Leben und ihrer Erfahrung heraus einen Schritt voraus und entscheiden daher selbst in personaler Verantwortung aus der Sicht der ganzheitlichen Liebe.»

► ... *und überdacht:* Das Thema Mündigkeit ist höchst aktuell. Alle kircheninternen Studien stellen dieselbe Prognose: Wir gehen priesterlosen Zeiten entgegen. Was nützt da ein Kirchenvolk, das Weisungen, Befehle, Direktiven erwartet, um sie brav und gewissenhaft zu befolgen? Es ist wichtiger, daß Laien da sind mit Initiative und Selbstverantwortung, mit Ideen und mit dem Mut, sie in die Tat umzusetzen. Laien, die vom Evangelium her ihr Leben und ihre Umwelt gestalten. Laien, die sich

nicht in ein gesichertes Gehege von Vorschriften und Gesetzen flüchten wollen. Laien, die ihre Sicherheit in Christus gefunden haben, im inneren Horchen auf seinen Geist – gebunden an Christus und darum frei.

Zum Leben gehören Fest und Freude

- *Gelesen ...* «Wir haben mit den Kindern alles Schöne, das die Kirche bietet, mitgemacht. Das dürfte der Grund sein, weshalb sich unsere 12- bis 18jährigen «Kinder» in der Kirche daheim fühlen.
- Das religiöse Leben hilft uns, viel Atmosphäre und Freude in die Familie zu bringen.
- Bei der Taufe unseres Jüngsten durften wir alle beim Gestalten mithelfen. Es war ein unvergessliches Fest.
- Taufe – etwas vom Schönsten, was die Kirche kennt.
- Wir versuchen, mit den Kindern die Beicht als etwas Befreiendes zu erleben. Deshalb gibt es eine kleine, bescheidene Feier in der Familie.
- Buße muß in Freude, Liebe und Wahrhaftigkeit geschehen.
- Ich bin gegen jeglichen Zwang. Wir sollten den Weg zur Befreiung finden, daß der Sonntagsgottesdienst zur Feier wird, zur Freude und Gemeinschaft.
- Unsere Kinder lieben Feste. Sie genießen einen religiösen Festgottesdienst genauso wie sonst ein Fest.
- Der Sonntagsgottesdienst sollte auch Feierlichkeit ausstrahlen. Wir machen sicher auch vieles richtig, sind nicht nur Sünder und Versager.»

► ... und überdacht: Mir scheinen diese positiven Texte und das, was in solchen Familien geschieht, sehr wichtig. Alles, was durch die Sinne erfahren wird, prägt die seelische Tiefenschicht. Das wirkt viel nachhaltiger als das bloße Wort. Und alles, was im Zeichen der Freude in das Kind eingeht, wird zum unverlierbaren Besitz. Der Dreiklang Freude – Fest – Feier wird in den verschiedensten Tonlagen variiert. Vielleicht haben Frauen und Mütter ein besonderes Gespür dafür und auch eine besondere Fähigkeit, das zum Ausdruck zu bringen.

Die große Sehnsucht nach Gemeinschaft

- *Gelesen ...* «Mit der Familie am Tisch zusammensein hat einen religiösen Aspekt für mich.
 - Wir versuchen, Religion durch Offenheit für die andern und große Gastfreundschaft zu leben.
 - Unser religiöses Leben ist in starkem Zusammenhang mit Selbsterkenntnis, Annahme seiner selbst und des andern.
 - Wunsch: freiere Gestaltung des Gottesdienstes zugunsten mitmenschlicher Beziehungen.
 - Alles rennt nach dem Gottesdienst heim. Zwang?
 - Die Begegnung, das Teilen mit meinem Banknachbarn kommt nicht zustande. Für mich ist Gemeinschaft das, was während der Woche in meiner Umgebung geschieht. Nur möchte ich die Summe dessen im Gottesdienst zum Ausdruck bringen. Aber wie denn?
 - Unerfüllbarer Wunsch: Sonntagsgottesdienst als frohe Feier mit dem Gefühl für Zusammengehörigkeit und menschliche Nähe.
 - Sonntagsgottesdienst: von Gemeinschaft fühle ich nichts.
 - Gemeinschaft finden die Jungen besser anderswo als in der Kirche.
 - Ich leide darunter, daß die Jugend so wenig positiv Gemeinde, Gemeinschaft in der Pfarrei erfährt.
- *
- Es war eine persönlich gestaltete Taufe und eine wirkliche Aufnahme in die Gemeinschaft.
 - Die Taufe ist unbedingt nötig, da man irgendwo dazugehören muß. Sonst fühlt man sich als Außenseiter.
 - Die Taufe ist allzu häufig Privatsache. Man sollte doch die Pfarrei als Familie erleben können.
 - Die Taufe müßte mehr ein Fest der Gemeinschaft sein.
- *
- Die Bußfeiern in unserer Gemeinde werden sehr positiv aufgenommen: ein Gemeinschaftserlebnis im bis zum letzten Platz besetzten Kirchenraum.
 - Für mich ist jede Bußfeier ein nachhaltiges Erlebnis. Man erlebt mit einer riesigen Gemeinde das Gefühl, wieder einen Neubeginn wagen zu können. Bei der Einzelbeicht fühlt man sich so allein, ein richtiger Sünder. Bei der Bußfeier sind die vielen Mitchristen ein echter Trost.
 - Die Einzelbeicht sollte abgeschafft werden, da ja wir alle uns jeden Tag unsere Sünden vergeben könnten und sollten.
 - Der Versuch, Konflikte ehrlich zu bewältigen, und Zeichen gegenseitigen Verzeihens scheinen mir wichtiger als bequemes «Reinwaschen».
 - Zeichen der Versöhnung in der Familie sind Voraussetzung für die kirchliche Versöhnung.
 - Wenn ich unsere christliche Gemeinde nicht als Gemeinschaft erlebe, kann ich in ihr auch keine Bußfeier feiern.»

Wünsche an die Kirche

In einem besonderen Feld am Schluß des Fragebogens – «Ihre Wünsche an die Kirche» – war Raum für zusätzliche frei formulierte Einzelaussagen. Deren 930 kamen unter diesem Titel zusammen, von denen mehrere (zusammen mit Einzelaussagen aus anderen Fragebereichen wie z.B. Taufe, Buße, Erstkommunion) unter die Stichworte unserer Zusammenstellung fallen. Drei andere seien hier besonders herausgegriffen:

- Mehr nach Christus leben und weniger Kirchengebote und Dogmen, mehr Güte und Verständnis denen gegenüber, die Mühe haben zu glauben.
- Mehr Großzügigkeit! Die Kirche wirkt auf mich so ängstlich und kleinkariert.
- Das Festhalten, ja Zurückgreifen auf Formen, Autoritätsentscheide, Machtpositionen – macht mir Angst. Für mich ist das unchristlich. Jesus war offen für alle und alles. Er entschied vom Menschen und nicht vom Buchstaben her.

Im Kommentar des Berichts «Eltern – Kinder – Kirche» zu den «Wünschen» werden zunächst *Schwerpunkte*, die sich abzeichnen, hervorgehoben: Gewünscht wird eine «evangelische» Kirche, eine liebende Kirche, eine engagierte Kirche, eine arme Kirche. Aber man verweist auch auf *gegensätzliche* Tendenzen, die sichtbar werden:

► *eine Tendenz des Beharrens*: vergleichbar dem Rotlicht: Halt! Stop! Nicht mehr weiter! (Oft auch: Zurück!) Die bevorzugten Wortfelder dieser Gruppe (82 Aussagen) sind:

Stabilität	22	Härte	4	straffe Führung	3
Gesetze	17	Gehorsam	4	Ordnung	2
Papst	9	Sicherheit	4	Halt	2
klar	8	Treue	3	Zuflucht	1

► *eine Tendenz nach Veränderung*: vergleichbar dem grünen Licht: Vorwärts! Weiter! Die bevorzugten Wortfelder dieser Gruppe (234 Aussagen) sind:

Toleranz	106	Aufgeschlossen-		Mündigkeit	7
Offenheit	48	heit	10	Verantwortung	5
Freiheit	23	Fortschritt	8	Mut	5
Gewissen	15	Demokratie	7	Großzügigkeit	3

Der Wunsch nach und die Bereitschaft zur Veränderung wird außer hinsichtlich der Familienplanung (vgl. Teil I) vor allem auch in folgenden Bereichen geäußert: Stellung der Frau in der Kirche (59mal genannt), Ökumene (51mal genannt) und Zölibat (66mal genannt).
M. Sch.

► ... und überdacht: Der Ruf nach Gemeinschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl, menschlicher Nähe ist unüberhörbar. Beziehungslosigkeit ist wohl *die* Krankheit unserer Zeit. Die Kirche, d.h. wir alle, stehen vor einer gewaltigen Aufgabe. Ist die gottesdienstliche Versammlung der Ort, wo Gemeinschaft, menschliche Nähe erfahren werden kann?

Die soziale Dimension der Sakramente wird stärker als früher gesehen: Taufe als Aufnahme in eine Gemeinschaft, Schuld und Versöhnung wird vor allem erfahren in der zwischenmenschlichen Beziehung, zwischen Ehepartnern, Eltern, Kindern. Miteinander essen, teilen sind menschliche Grunderfahrungen, die zum tieferen Verständnis der Eucharistie hinführen.

In der Frage 22 wurde gefragt: Gibt es ein Zeichen der Versöhnung nach einem Streit in ihrer Familie? 66% antworteten mit ja, bei den Jüngeren waren es sogar 70%. Eine Witwe mit vier Kindern schrieb: «Ja, wenn die Kinder abends im Bett liegen, lege ich ihnen die Hand auf den Kopf.»

Hier wird Versöhnung gefeiert in einem sehr schlichten und echten Zeichen. Die Kinder werden diese Zeichen wohl nie vergessen. Vielleicht werden sie es auch ihren Kindern weiter geben. Hier wird der anthropologische Ansatzpunkt der Sakramente nicht in der Theologie doziert, sondern im Alltag gelebt.

Margrit Schöbi, St. Gallen

DIE AUTORIN leitet die Fachgruppe «Kirche» des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes und ist von ihm an das Interdiözesane Pastoralforum in Lugano delegiert.

Streit um den Frieden

Es dürfte bekannt sein: In ihrer jahrelangen ökumenischen Zusammenarbeit zur religiösen und entwicklungspolitischen Bildung haben die evangelische Aktion «Brot für Brüder» und das «Fastenopfer der Schweizer Katholiken» die vergangene Fastenzeit unter das Leitwort «Frieden wagen» gestellt und dazu neben zahlreichen Unterlagen für Schüler und Erwachsene ihre *Agenda*, auch Fastenkalender genannt, in einer Auflage von 1,46 Millionen Exemplaren herausgegeben.

Die einzig an die *Agenda* anknüpfende Diskussion löste einen Streit um den Frieden aus. Einzelne weit rechts angesiedelte Zeitungen hatten ihren Prügelknaben gefunden. Überall erschienen Leserbriefe. Auf den Pulten der beiden Werke häuften sich die Zuschriften – wobei ablehnende und zustimmende sich die Waage hielten.

Um einen mißliebigen Autor zurückzubinden, ohne dafür Argumente beibringen zu müssen, genügt es heute – nicht nur in kirchlichen Kreisen – zwei Fragen zu stellen: «Tönt dies nicht links?» oder noch harmloser: «Ist dies wirklich klug?» Dieser Kurzschluß wurde in unserem Fall mit Erfolg nahegelegt. Daneben wurden auch handfeste Argumente beigebracht, um Armeefeindlichkeit, Mißbrauch des Evangeliums zu politisch abwegiger Agitation und kommunistische Unterwanderung der *Agenda* zu dokumentieren. Während die Fastenopfer-Zentralstelle jeden ihr gesandten Brief umfänglich beantwortete – keine Kleinigkeit in einer Zeit, da die Fastenaktion auf Hochtouren lief –, ließ sie die Pressekampagne eher ins Leere laufen und hielt sich an die Devise «Agieren statt reagieren». Ob sich dies oder das alte Wort «immer bleibt etwas hängen» ausgezahlt hat?

Nicht leugnen läßt sich die Tatsache, daß das Fastenopfer bei seiner 20. Sammlung nicht das erhoffte Jubiläumsergebnis, sondern erstmals einen empfindlichen Rückschlag erbrachte. Nicht wenige jubelten, die unverantwortlichen Verfasser der *Agenda* hätten nun die Quittung erhalten, wohl übersehend, daß die im Vergleich zum Vorjahr nun fehlenden zwei Millionen denen abgehen, die in der Schweiz und in der Dritten Welt dringend darauf angewiesen wären. Der Rückgang ist übrigens gleich hoch in der französischen Schweiz, deren *Agenda* ganz andere, nirgends kritisierte Texte hatte, und im Tessin, wo die übersetzte deutsche *Agenda* keinerlei Agitation auslöste.



ORIENTIERUNG.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 2010760

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982:

Schweiz: Fr. 32.-/Halbjahr Fr. 17.50/Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 37,-/Halbjahr DM 21,-/Studenten DM 28,-

Österreich: öS 285,-/Halbjahr öS 160,-/Studenten öS 200,-

Übrige Länder: sFr. 32.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.-/DM 45,- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: Fr. 2.-/DM 2,50/öS 20,-

AZ

8002 Zürich

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

► Man hat offensichtlich angenommen, die einschlägigen Äußerungen von Päpsten, Konzil und Synode 72 seien Seelsorgern und christlichen Politikern vertraut. Die am meisten aufs Korn genommenen Aussagen der *Agenda* sind wie lauer Kaffee verglichen mit kirchenamtlichen Stellungnahmen zu Frieden, Gewaltlosigkeit und Abrüstung. Wer jedes Wort des Papstes zur Sexualität kennt, kann offensichtlich seine Stellungnahmen zu den genannten Themen überhören. In alter scholastischer Terminologie ausgedrückt: Vielen scheint immer noch das *Sextum materia gravis*, der Frieden aber *materia levis* zu sein. Die geplante Rede Papst Johannes Pauls II. im Flüeli-Ranft wäre jedenfalls dem Anliegen des Fastenopfers zugute gekommen.

► Die Redaktoren der *Agenda* und die hinter jedem ihrer Texte stehende Theologische Kommission des Fastenopfers glaubten das Wissen voraussetzen zu dürfen, daß auch die Schweizer Armee in ihrer Verteidigungsbereitschaft einen Beitrag zum Frieden leistet. Daß dies nicht ausführlich dargestellt wurde, meinte man als Angriff auf die Schweizer Armee deuten zu müssen. Die Kritiker übersahen völlig den längeren Beitrag von *Christoph Bertram*, dem Direktor des Internationalen Instituts für Strategische Studien in London, unter dem Titel «Sicherheit hängt heute von der Dritten Welt ab». Hätte nicht er, der als führender Nato-Experte gilt, auf die Frage, was die Schweiz beitragen könne, um den Frieden zu fördern, ihren militärischen Beitrag erwähnen müssen? Daß er es nicht tat, hat dem Autor kein Oberst und kein Kirchgemeindepräsident verübelt – warum also dem Fastenopfer?

► Da beide Werke der Dritten Welt verpflichtet sind, kamen ausschließlich friedenshemmende Faktoren im Nord-Süd-Spannungsfeld zur Sprache. Daß man daraus folgern könne, das Fastenopfer hege dem Kommunismus gegenüber Sympathien, kam der *Agenda*-Redaktion, die ihre Arbeit vor der Ära Reagan abgeschlossen hatte, nicht in den Sinn – ein Fehler!

► Eine weitere Täuschung mag darin gelegen haben, daß man annahm, bei ausbrechenden Mißhelligkeiten würde an das Fastenopfer das Kriterium angelegt: «An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen». An die 20 Jahre lang unbestrittenen Leistungen in den Bereichen Entwicklungszusammenarbeit, Mission und Förderung pastoraler Werke im Inland hat kein Kritiker erinnert. Nicht das leiseste gute Wort hatte man für den religiösen Beitrag übrig, den das Fastenopfer dieses Jahr allein dadurch leistete, daß es 2000 große und 23000 kleine «Hungertücher» mit dem Meditationsbild von Bruder Klaus verbreitete.

Auch 1982 wollen «Brot für Brüder» und «Fastenopfer» dem Frieden widmen. Es ist kein Geheimnis: Wer immer bei politischen Aussagen der Kirche (wenn auch das Fastenopfer nicht die Kirche ist!) gegen einen Mißbrauch der Bibel wettert, steht nun Gewehr bei Fuß.

Ob US-Außenminister Haig wirklich gesagt hat: «Es gibt wichtigere Dinge als den Frieden» – derartige Überlegungen beginnen jedenfalls salonfähig zu werden. Ein bekannter Verlag mit ausgesprochenem Feeling für Marktlücken und Ansprechbarkeit des Käuferpublikums hat in einer seiner Taschenbuchreihen ein Bändchen herausgebracht mit dem Titel «Illusionen der Brüderlichkeit – Die Notwendigkeit, Feinde zu haben». Bezeichnend für den darin waltenden (an A. Rosenberg erinnernden) Tenor ist die forsche Behauptung, Jesus habe nur die Liebe des persönlichen Gegners gefordert, nie und nimmer die Liebe des Feindes. Wer heute den Frieden wagen will, riskiert gut- oder böswillige Mißverständnisse. Bereits war ein Erpressungsversuch gegen den neuen Slogan «Frieden wagen – Schritte tun» im Gange (inzwischen gottseidank gescheitert!). Auch wenn nächstes Jahr mehr, aber nicht ausschließlich, der Frieden im Nahbereich ins Auge gefaßt wird, sind die durch Päpste, Konzil und Synode 72 beschworenen Friedensaufgaben zu groß, als daß sie mit Ausrufen «Seid nett zueinander» angegangen werden könnten.

Gustav Kalt, Luzern